

In französischer Befangenschaft

Von P. Guabertus Lampe, O. Carm. diao.

Wütlich den Krallen des gallischen Wahnes entronnen und mit 53 Schiffsgenossen, darunter Aerzte und Schwestern, über die Schweiz nach Deutschland zurückgeführt, vernehme ich, mit welcher Teilnahme man auch in meiner Vaterstadt Wiesbaden unser tragisches Geschick verfolgt hat. Da es für viele Kreise von Interesse sein dürfte, wie die „grande nation“ Kriegsgefangene behandelt, möchte ich nicht zurückhalten mit einer kurzen Schilderung der Leidenswochen, welche, Gott sei es gedankt, nun hinter mir liegen, gleich einem bangen Traume.

Als am 15. September die Franzosen sich Veronne wieder näherten, zog sich der deutsche Kommandant auf höheren Befehl mit der schwachen Besatzung zurück, während wir im Vertrauen auf unsere Unverletzlichkeit, die uns durch die Genfer Konvention völkerrechtlich garantiert ist, bei den Verwundeten zurückblieben. Schon am 2. Tage sollte ich als erster erfahren, in welche Knechtschaft wir geraten seien, denn vom Altare hinweg wurde ich als Spion verhaftet und ins Berner Gefängnis gebracht. Eine französische Vincentinerin wollte gehört haben, wie ich mich bei den französischen Verwundeten nach den Stellungen ihrer Truppenteile erkundigte und hatte mich deshalb beim Kommandanten angezeigt. Glücklicherweise konnte ich mein Mißverständnis bei diesem traurigen Intermezzo, schienen sich die Franzosen während der ersten Tage im Großen und Ganzen an die Konvention zu halten, denn mir wurde versichert, ich sei nicht Kriegsgefangener, sondern otage d'honneur (Ehren-Geiseln), auch das Kriegsgefangenenrecht nicht als Kriegsgefangenen betrachtet, sondern werde in Kürze über die Schweiz nach Deutschland zurücktransportiert. Doch die spätere Behandlung sollte alle die schönen Redewendungen, in denen die Franzosen überhaupt so groß sind, Lügen strafen.

Am 20. September nahm dann der Transport seinen Anfang. In Automobilen jeder Art ging es nach Amiens. Dort erste Station in einem verlassenem Kloster und zweitägiges Verweilen hieselbst unter schärfster Bewachung. Der schöne Traum, unbefelligt in die Schweiz zu gelangen, begann bereits hier sich zu verflüchten und der grausamen Willkür zu weichen. Am 2. Tage fand unser Kreuzweg seine Fortsetzung unter unerhörten Beschimpfungen vonseiten des Volkes, wobei mir der Hut und den Sanitätern die Helme geraubt wurden und mir selbst Faustschläge und Steinwürfe nicht erspart blieben. Auf einem 6 Kilom. von Amiens entfernten Bahnhofe wurden wir nach Paris verladen. Ich wählte mit Absicht diesen Ausdruck, denn die Mannschaften wurden in einen Viehwagen gepfercht, in dem sie weder sitzen noch liegen konnten und Beiden aller Art aussetzen mußten. Daß man uns während der heißen Tage, die wir hier an Ort und Stelle verweilen mußten, lediglich trockenes Brot reichlich, sei nur nebenbei erwähnt. Ich hatte meinen Maß bei den Offizieren, die in Eisenbahnabteilen untergebracht waren, selbstverständlich scharf bewacht. Nachdem dann am 2. Abende in jedes Abteil mehrere Posten eingeschoben waren, setzte sich der Zug in Bewegung und in der folgenden Morgendämmerung tauchte die Dicht- und Schmutzstadt vor uns auf. Montmartre und Eiffelturm wurden freudig begrüßt, wir waren alle in gehobener Stimmung, daß es so rasch nach der erlösenden Schweiz gebe, aber wie sollte unsere Erwartung enttäuscht werden.

Der Zug hält! „Alles aussteigen!“ lautet das Kommando. Massen von Militär und Gendarmen umzingeln uns. Wir sind am Bahnhof von Vincennes, einer Vorstadt von Paris. Die Präsenz wird festgesetzt, der Zug geordnet und nun hieß es Spiekruten laufen und den Parisern die große Kriegsbeute vor Augen führen. Durch mehrere Straßen führte uns der Weg unter ohrenzerreißendem Geheule, schrillen Pfeifen und Vive-la-France-Rufen. Überall standen Photographen, die es besonders auf mich abgesehen hatten, und an demselben Abende schon hupsten wir über die Lichtschirme der Pariser Cinema's. Wir waren froh um das angeschlossene Schalter von Soldaten, denn sonst hätten wir wohl kaum lebend das Fort erreicht. Dort öffnete sich uns das Tor einer Militärschule, es hieß einklinken bis zum Speicher und die drei großen Dachkammern beziehen, die, Aerzte, Schwestern und Mannschaften getrennt, eine dürftige Unterkunft für die nächsten Wochen bieten sollten.

Es würde zu weit führen, wollte ich ausführlich erzählen, was wir während der folgenden Zeit uns hier alles gefallen lassen mußten. Wir wurden einer Verhörsinterview unterworfen, an die sich dann bis zur Schweiz noch — sage und schreibe — acht

genaue Untersuchungen unseres Gepäcks schließen sollten. Vorläufig mußten wir dies ganz und gar abliefern. Zunächst wurde dann durch medizinische und fachtechnische Fragen festgestellt, ob die Aerzte auch Aerzte und die Sanitäter auch Sanitäter seien. In mir wollte man einen preussischen Leutnant erwischt haben und nur ein vor dem Barrer von Vincennes abgelegtes Examen brachte sie zur Ueberzeugung, daß ich ein friedlicher Ordenspriester sei. Auch unter den Schwestern vermutete man verlebte Offiziere. Nach etwa 10 Tagen drückten einige französische Offiziere ihre Zufriedenheit aus. Man habe durchaus nichts Belastendes gefunden und werde uns in Kurzem nach der Schweiz entlassen. Darob allgemeine Freude, aber wiederum vererbte Freude, denn wir hatten nicht damit gerechnet, daß man überall Belastendes finden kann, wenn man nur will, und ein alter Kapitän war es nun, welcher diesen guten Willen besaß.

Wer das Unglück hatte, irgendein Wäschehäufchen in seinem Koffer zu bergen, das noch die Aproprietur besaß, der wurde des Diebstahls beschuldigt. Auf dem Schlachtfelde gefundene Offizierskaps, abgemastete Knöpfe und leere Patronenhülsen galten als gefohlenes Gut. Wir war, als wir in Belgien das zerstörte Fort von Viers besuchten, ein Papier zum Andenken gegeben worden, worauf die Strafe eines Soldaten vermerkt stand, der allzulange schmutzige Wäsche getragen hatte und überhaupt sehr unsauber war. Kurzum: Am 5. Oktober, nachmittags, wurden 3 Offiziere, 55 Sanitäter, 10 Diafonisten und meine Wenigkeit wie gemeine Verbrecher in Kesselnwagen zum Untersuchungsgefängnis gebracht. Ich will die Leiden der nun folgenden zehnwöchentlichen strengsten Einzelhaft mit Stillschweigen übergehen. Man ließ uns fast verhungern, denn die Nahrung bestand nur in einem Stücke Schwarzbrot und etwas Suppe am Morgen und Abend. Wer ein Wort mit dem Nachbar zu reden suchte, oder sonst im Geringsten die Unzufriedenheit der Behörden erregte, wurde zu noch strengerer Haft bei Wasser und Brot verurteilt. Auch nicht gerade während der kalten Novembertage das Los, bei Wasser und Brot 8 Tage lang meine Verbrechen zu büßen. Kein Wunder darum, daß wir uns beim Wiedersehen am 13. Dezember kaum wiedererkannten, so sehr hatten wir durch die Strapazen gelitten. Gegen mich hat der Daluise von Kapitän — obwohl er genau wußte und zudem die beiden französischen Begleitoffiziere ihn aufrmerksam machten, das Papier sei belgisch — die Anklage erhoben: inculpe d'avoir en France frauduleusement soustrait des papiers militaires (Geschuldet, sich in Frankreich auf betrügerische Weise militärische Papiere angeeignet zu haben). Die beiden Offiziere, welche mich verhörten, wurden ganz rot vor Scham, als ich ihnen das Blatt mit der Anklage aus der Hand nahm, um sie selbst zu lesen. Zur Ehre des Kriegsgerichts sei es dann gesagt, daß es sofort die Anklage fallen ließ und mir das Erscheinen vor Gericht erspart, aber trotzdem mußte ich und mit mir die 10 anderen als unschuldig bezeichneten, wie gemeine Verbrecher, ohne die geringste Erleichterung, bis Montag hinter Schloß und Riegel sitzen. In diesem Tage schlug dann auch für die Schwestern schon die Befreiungshunde, obwohl einige derselben zu 3 Monaten verurteilt waren. Es sind in Paris zurückgeblieben: zwei Aerzte, deren Urteil auf ein Jahr lautet; außerdem, wenn ich nicht irre, 15 Sanitäter, die mit Strafen bis zu 3 Jahren belegt wurden.

Wie sehr die meisten fürderlich und seelisch gelitten haben, beweist eine tieferschütternde Szene, die sich beim Ueberschreiten der Schweizer Grenze bei Les Bœriers abspielte. Als die französische Gendarmen uns verließ und endlich die entsetzliche Spannung wich, fiel einer der Leute mit dem Ausruf Hurrah! in furchtbare Krämpfe, andere brachen in Tränen aus, wieder andere mußten sich stützen, als sie die ersten Schritte auf Schweizer Boden machten. Wenig verriet im Nebenabteil ein Sanitäter in Krämpfe. Beide waren Männer, die niemals in ihrem Leben einen solchen Anfall hatten.

Es bliebe nur noch hinzuzufügen, mit welcher Herzlichkeit wir in der Schweiz von Offizieren und Volk empfangen wurden. Vor allem unser Weg durch Basel, an dessen Bahnhofe uns ein glänzender Empfang bereitet wurde, gleich einem Triumphzuge. Niemals in meinem Leben werde ich den Augenblick vergessen, da wir zum erstenmale den Fuß auf deutschen Boden setzten. Herr Oberleutnant Dr. S. feierte den Moment durch eine kurze Ansprache, welche ausklang in einem begeisterten Hurrah auf unsern Kaiser.

Dies sind in ganz kurzen Zügen meine Erlebnisse während der Befangenschaft. Die „große“ Nation hat sich hier wahrlich sehr sehr klein gezeigt. Wenn das die ganzen Heldentaten sind, Kriegsgefangene gefangen zu nehmen und zu schikanieren, so möge sie sich begnügen lassen. Diejenigen aber, welche glauben, nur die Soldaten, die in der Front stehen, hätten etwas zu ertragen, werden wohl erkannt haben, daß sie im Vergleich zu uns überaus glücklich zu nennen sind. Wollte Gott, daß die Zeit nicht allzufern sei, da wir die Gegner völlig niedergewungen haben und die Wunden einen dauernden Frieden verklären.

Das französische Parlament

Paris, 23. Dez. (Nichtamtlich.) Präsident Deschanel eröffnete die Kammer Sitzung und erklärte in einer Ansprache, die Vertreter Frankreichs mühten der Heldeu denken, welche seit fünf Monaten für das Vaterland kämpften. Frankreich sei niemals größer gewesen, niemals und nirgends habe man herrlichere Tugenden gesehen. Deschanel gedachte der verdorbenen Deputierten, namentlich der auf dem Schlachtfelde gefallenen Parlamentarier.

Im Senat eröffnete Dubouche die Sitzung mit einer Ehrung für das Andenken der verdorbenen Senatoren, insbesondere des Senators Raymond (Dep. Loire), welcher bei einem Erkundungsfluge in der Nähe von Toul vor dem Feinde gefallen ist. Er drückte sodann namens des Senats die Bewunderung für die Arme, ihre Führer und das Land aus.

In der Kammer verlas sodann der Ministerpräsident Viviani die Regierungserklärung. Von den ersten Sägen an wurde er durch Beifallrufe unterbrochen. Die Deputierten hörten die Erklärung stehend an. Die Erklärung lautet:

In der jetzigen Stunde ist nur eine Politik möglich: Kampf ohne Gnade bis zur endgültigen, durch einen völlig siegreichen Frieden gesicherten Befreiung Europas. Dies ist der einmütige Schrei des Parlaments, des Landes und der Arme. Angesichts dieses unerwarteten Erscheinens dieses nationalen Empfindens ist Deutschland aus dem Taumel des Siegesdranges aufgeschreckt. In den ersten Tagen des Konfliktes verleugnete es das Recht und rief die Gewalt an. Es verachtete die Weisheit und schützte als einziges Gesetz das seiner Interessen vor, um Belgien zu verletzen und in Frankreich einzufallen. Seither sah die deutsche Regierung ein, daß man mit der Meinung der Welt rechnen muß und versuchte, die Verantwortung des Krieges auf die Verbündeten zu wälzen. Jedoch vergeblich. Alle von den beteiligten Nationen veröffentlichten Dokumente, auch die in Rom aufsehenerregende Rede eines bedeutenden Vertreters der Olden Italiens bezeugen den seit langem feststehenden Willen unserer Feinde, einen Gewaltstreich zu versuchen.

Die Erklärung bringt weiter in Erinnerung, daß Frankreich und Rußland am 31. Juli dem englischen Vorschlag beistimmten, die militärischen Vorbereitungen einzustellen und in Verhandlungen in London einzutreten. Hätte Deutschland zugestimmt, so hätte der Friede noch in dieser letzten Stunde erhalten werden können, indem aber Deutschland die Lage drückte, machte es den Krieg unvermeidlich. Wenn es so in diplomati-

scher Hinsicht den Frieden im Keime erstikte, so geschah es, weil es seit 40 Jahren unablässig das Ziel verfolgte, Frankreich zu erdrücken, um zur Knechtung der Welt zu gelangen. Alle Aufklärungen sind vor jenes Tribunal der Geschichte gebracht worden, wo für Weisheit kein Platz ist. Da Frankreich und seine Verbündeten trotz ihrer Anhänglichkeit an den Frieden den Krieg auf sich nehmen mußten, werden sie ihn bis zu Ende durchzuführen. Getreu der Unterschrift im Vertrag vom 4. September, wo es seine Ehre und somit auch sein Leben einsetzte, wird Frankreich die Waffen erst wieder niederlegen, wenn es das französische Recht gerächt und die geraubten Provinzen für immer an das französische Vaterland geschmiebelt hat, das heldenmütige Belgien in der Gesamtheit seines materiellen Lebens und seiner politischen Unabhängigkeit wiederhergestellt und den preussischen Militarismus zerbrochen haben wird, um auf der Grundlage der Gerechtigkeit endlich ein neugeborenes Europa aufbauen zu können. Wenn wir diese Gewißheit des Erfolges haben, so verdanken wir dieses unserer Arme und Marine, welche uns gemeinsam mit der englischen Marine die Seeherrschaft gibt, unseren Truppen, welche in Marokko die Angriffe abgeschlagen, die sich nicht wiederholten, und unseren Kolonialsoldaten, welche sich vom ersten Tage an in zähtlicher Aufwallung beim Mutterlande meldeten. Wir verdanken sie unserer Arme, deren Heldentum von unvergleichlichen Führern zum Siege an der Marne, zum Siege in Flandern und vielen Kämpfen geführt wurden. Wir verdanken sie der Nation, welche diesen Heroismus, Einheit, Schweigen und Heiterkeit in kritischen Stunden zugefügt wußte. So konnten wir der Welt zeigen, daß die republikanische Demokratie durch tatkräftiges Handeln mit dem Ideal von Freiheit und Gleichheit dienen kann, das ihre Größe bildet. Wir wollen der Welt zeigen, wie der Generalissimus sagt, der gleichzeitig ein großer Soldat und edler Bürger ist, daß die Republik auf die Arme stolz sein kann, welche sie ausbildete. So sind in diesem unheiligen Kriege alle Tugenden unserer Rasse, welche man uns zuerkennt, Initiative, Schwung, Kühnheit und Waghalsigkeit in die Erscheinung getreten, aber auch die, welche man uns abstritt: Ausdauer, Geduld, Stoisimus. Wir wollen alle diese Heroen grüßen. Eine Nation, welche solche Begeisterung zeigen kann, ist unzerstörlich. Im Schutze dieses Heldentums lebt und arbeitet die Nation.

Die Erklärung fährt weiter aus, daß die Regierung, bevor sie Paris auf ausdrücklichen Wunsch der Militärbehörde verließ, in Bekräftigung der ihr vom Parlament übertragenen Rechte begnügt, alle für den Bestand der Nation notwendigen Maßnahmen zu treffen. Sie erörtert ferner im Anschluß an die Erklärung Ribots die Finanzlage, die Lebensfähigkeit Frankreichs, die Sicherheit des Kredit, welcher das Vertrauen beweise, das jedermann, trotz des welterschütternden, armmachenden Krieges einflöße. Die

Finanzlage ermöglige den Krieg bis zu dem Tage fortzusetzen, an dem die notwendige Begehung erlangt sei.

Die Erklärung gedenkt der unglücklichen Kriegsoffer, die bisher von den Kriegsgefehen geschätzt waren, die der Feind gefangen nahm und in der Knechtung, um zu versuchen, die Nation, die unerschütterlich blieb, in Schrecken zu versetzen. Gegenüber den Familien dieser Opfer habe die Regierung ihre Pflicht getan, aber die Schuld des Landes sei noch nicht gelöscht. Die Regierung schlägt zunächst die Eröffnung eines Kredits von 3 Milliarden vor. Die Regierung verpflichtet sich ferner, die zahllosen Ruinen in den besetzten Departements wieder aufzubauen. Die Erklärung fährt fort: Indem wir mit dem Ergebnis der Entscheidung, die wir verlangen werden, rechnen und die Hilfe und Mitwirkung des Landes erwarten, wird die ganze Nation mit Stolz auf das Land eines Teiles ihrer Kinder die Pflicht der Einmütigkeit zu erfüllen wissen. Der Staat verleiht das Recht auf Entschädigung für die Opfer der Kriegereignisse und wird diese Pflicht in großem Maße erfüllen. Der Tag des endgültigen Sieges ist noch nicht gekommen. Bis dahin wird unsere Aufgabe hart sein und sie kann langwierig sein. Bereiten wir unseren Willen und Mut darauf vor, um die gewaltigste Ruhmeslast, die ein Volk tragen kann, zu erben. Frankreich erklärt sich im voraus zu allen Opfern bereit. Unsere Verbündeten wissen dies und die neutralen Nationen wissen es auch. Durch den maßvollen Feldzug falscher Nachrichten verlor man vergeblich die Sympathien zu gewinnen, die uns jedoch erhalten blieben. Wenn Deutschland anfangs zu zweifeln vorgab, zweifelt es jetzt nicht mehr. Es steht fest, daß das französische Parlament nach einem vier Monate langen Krieg vor der Welt das Schauspiel erneuert, das es am Tage hat, an dem es im Namen der Nation den Feldzugsantritt auftritt.

Das Parlament besitzt alle Autorität, um dieses Werk zu erfüllen. Es ist seit 44 Jahren zugleich der Ausdruck der Garantie unserer Freiheiten. Es weiß, daß sich die Regierung willig seiner nötigen Kontrolle unterzieht, daß sein Vertrauen hier unbedingt nötig ist, daß morgen wie gestern seiner Souveränität gehorcht wird. Eben diese Souveränität ist es, welche die Macht der Umgebung erhöht, von welcher es bereits ein Beispiel gab. Um zu liegen, genügt das Heldentum an den Grenzen nicht, es bedarf der Einheit im Innern. Wir müssen fortfahren, uns vor jedem Eingriff in diese heilige Einheit zu schützen. Heute wie gestern und morgen müssen wir den Siegeschrei der Nation des Vaterlandes und das Ideal des Rechtes in uns tragen. Dafür kämpfen wir, dafür kämpfen auch Belgien, das für dieses Ideal alles Blut seiner Aern hingab, England, Rußland und das furchtlose Serbien und die tüchtige japanische Marine. Wenn dieser Krieg der gigantischste der Geschichte ist, so ist er es nicht, weil die Völker aufeinander prallen, um Territorien, Abgabegelder, Vergrößerung des materiellen Lebens, politische oder wirtschaftliche Vorteile zu erwerben, sondern weil sie aufeinander prallen, um das Schicksal der Welt zu regeln. Deshalb wollen wir auch morgen von dem Geiste befeuert sein. Im Frieden und im Siege werden wir mit Stolz der tragischen Tage gedenken, die sie werden uns nützlich und besser gemacht haben.

Eine Anzahl Gesetzesvorlagen wurde im Büro der Kammer niedergelegt, die morgen erörtert werden sollen. — Die Tribünen waren dicht besetzt. Sämtliche Volksräte und Gesandten der Verbündeten und neutralen Mächte waren anwesend, darunter Bertie und Tittoni. Alle Deputierten wohnten der Sitzung bei. Das Haus vertagte sich um 3 1/2 Uhr nachmittags auf den 23. Dezember.

Ein Manifest der Lüge und Verleumdung, untermischt mit einem grenzenlosen Hochmut ist die Regierungserklärung. Es wäre vergebliche Mühe, auf die einzelnen Dreistigkeiten und hohlen Verleumdungen einzugehen oder gar unterfangen zu wollen, noch einmal den klaren und ehrlichen Standpunkt in einer Replik einzufassen. Es ist schon so häufig geschehen und an Gelegenheiten fehlte es unseren Gegnern nicht, davon Kenntnis zu nehmen. Wie wäre übrigens eine Auseinandersetzung mit einem blindwütigen Gegner möglich, der den gewaltigen und aufgezwungenen Krieg um Gut und Blut ein „System der Morde und Kollektivplünderung“ heißt. Damit hat sich die heutige Regierung Frankreichs auf einen Boden gestellt, auf dem Verhandlungen für immer unmöglich gemacht werden, und zugleich wirkte sie unwiderrüchlich jenes bei uns gewiß nicht aus unedlen Gefühlen entspringende Mitgefühl für das französische Volk.

Die Kinderarmut Frankreichs hat der geistreiche französische Schriftsteller Pierre l'Ermite zum Gegenstand einer Betrachtung gemacht, in welcher er in ergreifenden Worten die im jetzigen Kriege doppelt erkennbaren Früchte der gotteslosen Erbeher vor Augen führt, welche die Frauen auf dem Altar erheben, welche ihr Leben leben wollen, die spotten über die anderen, die „Dummen“, die „Gänse“. Im Jahre 1912 zählte Frankreichs Statistik 2 550 000 Junggeheulen über 30 Jahre, 1 804 710 kinderlose Familien, 2 968 171 Familien mit einem Kind, 2 661 978 Familien mit zwei Kindern. In diesen Zuständen liegt, so sagt der Schriftsteller, der Grund dafür, daß der Ausschrei des aus allen Wunden blutenden Frankreichs, der Ruf der in der ersten Schlachtlinie lebenden französischen Kämpfer nach ausreichenden Verstärkung unerhört verhallen muß.

Rur Mut

Nach diesem Grundsatz handelte unlängst auf dem russischen Kriegsschauplatz ein Freiwilliger von den Grauböser Jägern zu Pferde. Einem der „König. Volksg.“ zur Verfügung gestellten Briefe beschließen entstamm folgende Stelle: „Vor Lody, 4. Dez. 1914. Vor einigen Tagen erbeutete unsere Eskadron zwischen Warchau und Lody eine russische Bagage von 36 Wagen, auf denen sich Mehl, Tabak, Zigaretten und Petroleum befand. Ein Wagen war mit Schokolade beladen. Der Fang erfolgte bei einem Städtchen. Auf der Höhe wurden Schützengraben sichtbar; ich erhielt Befehl, nachzugehen, ob darin Russen lagen. Als ich bis auf etwa hundert Meter herangeritten war, erblickte ich mehrere russische Infanteristen (schon bereit im ersten Graben. Rur nicht bange! So oder so. Ich ritt auf sie zu, zog den Degen und donnerte den ersten Mann im Graben an: „Gewehr weg!“ Es war ein russischer Sergeant. Sofort befohl derselbe auf russisch etwas. In demselben Augenblick trat er mit zehn Mann zu mir heran, während ein Russe sämtliche Gewehre trug. Ich hatte also mit einem Schläge zehn Mann und einen Unteroffizier gefangen. Meine Eskadron lag im Städtchen. Nach einer halben Stunde kam ich mit meinen Befangenen wieder bei ihr an.

Ein deutscher Leutnant

Nur einer von vielen. Als drüben in Amerika die ersten erlogenen Siegesmeldungen der Engländer von dem englandfreundlichen Publikum mit Gejohle aufgenommen wurden, stand er, den widrigen Schicksale aus der Heimat vertrieben hatten, blutenden Herzens unter der Menge und suchte mit seinen kampfhaften Rufen „Gott Deutschland!“ gegen den Ansturm anzukämpfen. Der Ruf sammelte nach und nach eine Anzahl anderer Deutscher um den ehemaligen Leutnant. Ein deutscher Großkaufmann, der ebenfalls zu seinem Regiment zurückkehren wollte, nahm ihn beiseite, und das Ergebnis der unter vier Augen geführten Unterredung war, daß er ihm eine Kabine erster Klasse zur Ueberfahrt nach Deutschland mietete. Einzelne, nach vielen Schwierigkeiten, langten die Leiden in der Heimat an und eilten sofort ins Feld, der Großkaufmann nach dem Osten, der Leutnant nach dem Westen. Bald schrieb der Leutnant seinem freundlichen Helfer, daß er bereits das Eiserne Kreuz habe und von seiner Wohnung ihm auch das veranklagte Regiment demnächst zurücksenden könne. Aber nur kurze Zeit später kam ein zweiter Brief, diesmal von älterer Frauenhand geschrieben, bei dem Kaufmann auf dem östlichen Schlachtfeld an, des Inhalts: Mein Sohn, der Leutnant K., ist bei Perno gefallen. In seinem letzten Briefe bat er mich, Ihnen die gehaltenen Auslagen mit vielem Dank zu vergüten. Auch ich danke Ihnen für alles, was Sie meinem Sohn getan haben! So schrieb die Mutter, die eben durch diesen Dienst des Kaufmanns ihren Sohn verloren hatte, und die letzten Worte des sterbenden Leutnants waren ebenfalls ein Dank. Deutsche Leutnants!

Kleine politische Nachrichten

Berlin, 23. Dez. Wie schon in Aussicht gestellt, hat der Zentralausschuß der Reichsbank in seiner heutigen Sitzung beschlossen, den Wechselkurs von 6 auf 5 Prozent und den Lombardzinsfuß von 7 auf 6 Prozent herabzusetzen. Mit diesem Beschluß wird dem deutschen Wirtschaftslieben eine Weihnachtsüberladung zuteil, die allseits freudig und mit großer Genugtuung begrüßt wird. Mitten in der Kriegszeit eine Diskontenermäßigung zum Jahreschluß bedeutet einen neuen Sieg auf dem Schlachtfelde der Finanzen, ein weithin sichtbares Zeichen unserer starken finanziellen Kriegsausstattung. Deutschlands Kraft, militärisch und wirtschaftlich, hat sich in einer Größe offenbart, die nicht nur unsere Feinde, sondern die ganze Welt überreichen mußte.

Kirchliches

* Aus der Diözese Limburg, 23. Dez. Dem neuesten Amtsblatt für das Bistum Limburg entnehmen wir folgende kirchliche Dienstaussagen: Der hochw. Herr Bischof hat am 30. Nov. dem Diakon Herrn Jos. Lamad aus Bonmersheim die hl. Priesterweihe erteilt. Mit Termin 1. Jan. 1915 ist Herr Barre und Definitor Schmidt in Wilmar zum Dekan des Landkapitels Limburg ernannt worden. Mit demselben Termin ist Herr Barre, Verwalter Johannes Groß zu Hartensfeld, diese Pfarrei übertragen worden.

Aus aller Welt

Wien, 22. Dez. Der Umbau der Bahnsteighalle des Hauptbahnhofes ist jetzt beendet worden. Die bedeutenden Arbeiten, welche durch die Baubehörde unter Leitung des Generalbauinspektors, nahmen neun Monate in Anspruch. Das gesamte Eisenwerk der 300 Meter langen und 50 Meter breiten Halle wurde mit Ausnahme der Pfeiler vollständig und in wesentlichen anderen Konstruktion erneuert. Hierdurch hat die Halle im Innern und namentlich auch im Innern ein gefälligeres Aussehen erhalten.

* Von der Gaardt. Eine Weihnachtsgabe für Hindenburg. Die Weinachtsfeier in Bad Dürkheim haben dem Generalfeldmarschall Hindenburg eine gehaltvolle Weihnachtsfeier zugebracht. Sie besteht in einer Sendung der feinsten Flaschenweine der letzten zwanzig Jahre aus den besten Lagen. Eine kunstvoll ausgestaltete Adresse ist der Sendung beigegeben.

Gelnhausen, 22. Dez. Die Rentnerin Maria Hindenburg aus Hanau hat unserer Stadt zur Errichtung einer Armenunterstützungskasse ein Spandsgeld ihres Vermögens vermacht, nämlich 114000 Mark.

München, 22. Dez. Der frühere Stuttgarter Polizeidirektor Dr. Wittlinger, ehemalsiger Referent für politische und Pressepolizei in München, wurde, wie die „München-Korrespondenz“ meldet, zum militärischen kaiserlichen Kommandanten von Offende ernannt.

Freiburg i. B., 23. Dez. (Wie sich die Zeiten ändern.) Bei einem vaterländischen Abend in Freiburg i. B. sprachen kürzlich der nationalliberale Universitätsprofessor Dr. Moslin, der Zentrumspolitiker Rechtsanwalt Lehmann, der konservative Staatsminister a. D. Fehr, v. Marschall und der sozialdemokratische Stadtrat Engler. Wer hätte dies jemals für möglich gehalten?

London, 22. Dez. (Kellnernot.) Um die deutschen und österreichischen Kellner zu erziehen, haben die großen Hotels Londons Lehrlinge angenommen, zu deren Ausbildung eine Fachschule eingerichtet wurde.

Warschau, 22. Dez. Das in Warschau errichtete Denkmal der bolschewistischen Revolutionäre ist in die Luft gesprengt worden. Man vermutet darin das Werk der Revolutionäre.

Aus der Provinz

Elville, 24. Dez. (Weident der Stadt Elville an den Hochw. Herrn Bischof Dr. Augustinus Kilian.) Der Kelch, welchen dem Hochw. Herrn Bischof dieser Tage seine Geburtsstadt Elville hat überreichen lassen, stellt sich seiner Komposition wie seiner Ausführung nach als ein Kunstwerk feinstimmigen Empfindens und von hohen künstlerischen Qualitäten dar. Die Zeichnung stammt aus der Künstlerhand des Meisters Steinlein (Elville) und lehnte sich namentlich in Stengel und Knopf an die bekannte gotische Elville Monstranz aus dem 14. Jahrhundert an: Ausgeführt ist das Werk von dem bekannten Münsterschen Goldschmied Thines. Der Fuß hat die Form eines Schalspases, den 6 getriebene Vasenreliefs in matten Silber schmücken, während der untere seitliche Rand mit einem mittelalterlichen Holzschmiedwerk ähnlichen Gewinde ausgefüllt ist, das sich auch vom mittleren Teile des Fußes zum Stengel hinauf ranft. Sämtliche Reliefs haben Beziehungen entweder auf die Vaterstadt oder die Residenz des Herrn Bischofs. Vorn ist der Kreuzstift mit dem Elviller und dem hiesigen Wappen zu beiden Seiten, Gegenüber der hl. Augustinus, dahinter St. Petrus und Paulus, die Kirchenpatrone der Stadt Elville, St. Georg, der Limburger Dompatron und St. Sebastianus, der Patron der Stadtgemeinde Elville, sämtliche Bilder in getriebener Arbeit feinsten Ausfühung, von Wälmlein unternahm. Das Mittelstück ist sehr schön, die sechs Seiten sind von Fenstern mit gotischem Maßwerk durchbrochen, durch die ein

roter Hintergrund wirkungsvoll hervorleuchtet. Der zierlich gearbeitete Knopf ist mit Achatsteinen besetzt. Am den unteren Teil der kräftigen Krupa winden sich in reicher Fülle Trauben mit entzündenden Blattwerk, in das sechs in Silber getriebene, die Wappentragende Engel eingelassen sind; dazwischen schon gefasste blaue Edelsteine; die Umschrift: „verbum caro factum est“, zu Deutsch: „Das Wort ist Fleisch geworden“. Der Kelch ist aus schwerem Silber und mit Ausnahme der Reliefs stark vergolbet. Er kam sich neben den Kostbarkeiten des Domschatzes sehen lassen. Die Wohnung ist auf einer silbernen Platte, die den inneren Teil des Fußes abschließt, angebracht und lautet in deutscher Uebersetzung: „Diesen Kelch hat dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Augustinus Kilian am Tage seiner Konsekration, den 8. September 1913, seine Vaterstadt Elville gewidmet.“

a. Hallgarten, 22. Dez. Für hervorragende Leistungen vor dem Feinde wurden bis jetzt von hier mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet: Reservist Nikolaus Lutz, Reservist Konrad Krenold, Gefreiter Josef Falter, unter gleichzeitiger Beförderung zum Unteroffizier, Unteroffizier d. L. Oswald Edinger und Wehrmann Valentin Bildesheim. In Unteroffizier wurden weiter befördert: Gefreiter im 2. Garde-Granatier-Regiment Kaiser Franz Johann Dietrich und Wehrmann Josef Humbert von hier.

Udingen, 23. Dez. Herr Seminarlehrer Dr. Dentel ist an das Real-Lehrerseminar zu Homburg versetzt.

Limburg a. d. L., 23. Dez. 1100 Kriegsgefangene trafen gestern in später Abendstunde hier ein und wurden unter Bewachung von Mannschaften des Landsturm-Infanterie-Bataillons nach dem Gefangenenlager bei Diekirchen gebracht, wo zurzeit zirka 2500 Gefangene untergebracht sind.

Diez, 22. Dez. Weitere 600 Gefangen sind heute in unserer Garnison eingetroffen.

Homburg v. d. S., 22. Dez. Durch das Verziehen eines städtischen Beamten ging über unsere Stadt im Herbst ein gewaltiger Kohlenberg nieder. 90 Eisenbahnwagen voll Kohlen kamen hier an, die irrtümlich, also zuviel bestellt waren, und die Stadt hatte ihre liebe Not und Paß, sie anderwärts unterzubringen. Da sich jedoch die Abfuhr der Kohlen stark verzögerte, so verlangt die Eisenbahn jetzt von der Stadt ein Seandgeld von 2500 Mark. Letztere verweigert die Zahlung, und so steht ein Prozeß in Aussicht, wenn keine gütliche Einigung zustande kommt.

Höchst a. M., 23. Dez. Aus dem Vertriebe der Kriegspredigt des Herrn Pfarrers Hensler konnten bis jetzt dem roten Kreuz und der Kriegsfürsorge 1500 Mark zugeführt werden.

* Aus Nassau, 22. Dez. Der Vorstand der Landesversicherungsanstalt Hefen-Kassan erläßt folgende Aufforderung: „Es ist uns aufgefallen, daß die sehr geringe Zahl der Witwen- und Waisenversicherungsbeiträge in einem offensichtlichen Minderungsverhältnis zu der Zahl der eingegangenen Waisenrentenanträge steht. Anzeichen ist den Witwen nicht genügend bekannt, daß sie auch Anspruch auf einmaligen Witwengeld und auf Waisenaussteuer für ihre Kinder (bei Vollendung des 15. Lebensjahres) haben, wenn sie den Nachweis führen, daß für ihre eigene Person mindestens 200 gältige Bodenbeiträge entrichtet sind. Ob die Beitragsleistungen durchweg als Pflichtversicherung oder teilweise, z. B. seit der Eheabschließung, als freiwillige Weiterversicherung erfolgt sind, ist belanglos. Wir erlauben, die mit der Entgegennahme der Witwen- und Waisenrentenanträge betrauten Beamten (insbesondere die Herren Bürgermeister) zu ersuchen, gelegentlich der Aufnahme dieser Anträge zugleich festzustellen, ob nicht auch die Voraussetzungen für den Anspruch auf Witwengeld und Waisenaussteuer gegeben sind. Bejahendenfalls würden die Antragsteller hierauf hinzuweisen sein.“

Aus Wiesbaden

Stadtvorordneten-Sitzung

Die gestrige Sitzung war besetzt von 29 Mitgliedern; den Vorsitz führte Justizrat Dr. Ueberl. Nach Bekanntgabe verschiedener Mitteilungen kommt ein Schreiben des Stadtverordneten S. Sattler zur Verlesung, worin er mitteilt: daß er krankheitsbedingt sein Mandat als Stadtverordneter niederlegt. Der Vorsitzende widmet dem scheidenden Kollegen Worte des Dankes und der Anerkennung für seine langjährige treue Mitarbeit. (Auch der Magistrat hat Herrn Sattler bereits sein Bedauern über das Ausscheiden eines so bewährten Mitarbeiters ausgesprochen lassen.) Stadtverordneter Ochs referiert über die Anforderung von 16000 Mark zur weiteren Beschaffung von

Liebesgaben

für unsere „Oer“ und die „23er“. Die Vorlage wird einstimmig angenommen. Stadtverordneter Demmer wünscht Berücksichtigung derjenigen Weidhüte, die beim ersten Einkauf ausgefallen waren. Die sogenannte

Petroleumnot

ist ihre Wirkung auch auf die städt. Lichtwerke aus. Die Anmeldeungen auf Gas- und Elektrizitätsanschlüsse mehren sich. Besonders die Nachträge nach Gasautomaten ist ganz reichlich geworden. Hat man im Monat August 52 Automaten aufgestellt, so liegt die Zahl im September auf 170 und die Anmeldungen auf Aufstellung von Automaten im November auf 425. Kurzzeit haben noch 670 Anträge der Friedigung. Trotz der Jubiläumnahme von 24 privaten Installationsgeschäften konnten nicht alle Anträge erledigt werden. An dem reichen Fischzug will nun aber auch das

Elektrizitätswerk teilnehmen, durch Gewährung von Erleichterungen bei Einführung des elektr. Lichtes. In einem Verichte der Verwaltung heißt es:

„Der augenblicklich herrschende Petroleummangel hat das Elektrizitätswerk veranlaßt, Maßnahmen zur Förderung des Verbrauches von elektrischem Strom zu Beleuchtungswecken vorzuschlagen und zwar in Form von Installationserleichterungen. Die Erleichterungen bestehen in der Einführung sogenannter Weisfeueranlagen, die auf Antrag der Hausbesitzer oder der Mieter in Etagehäuser hergestellt werden. Das Werk führt auf seine Kosten den Hausanschluß bis zu einer Länge von 15 Meter innerhalb des Grundstückes aus und läßt durch Zufallentfernung in den Wohnungen und den Treppenhäusern die elektrischen Leitungen bis zu den Beleuchtungskörpern auf seine Kosten verlegen. Als Gegenleistung verlangt es von dem Hausbesitzer die Garantie, auf die Dauer von 6 Jahren für mindestens 25 W. Strom jährlich für die Treppenbeleuchtung zu verwenden. Für die Installationsanlagen erhebt es auf die Dauer von 6 Jahren eine monatliche Weisfeuer von 25 Pf. für jede Lampenanschlußstelle. Die Weisfeuer werden vom Hausbesitzer erhoben. Dieser ist jedoch berechtigt, sie ganz oder zum Teil von dem Mieter einzufordern. In Häusern, in denen bereits Hausanschlässe und Installationsanlagen vorhanden sind, finden die Bestimmungen hinsichtlich Anwendung für etwaige weitere neuen Installations. Nach Ablauf von 6 Jahren gehen die Installationskosten in den Besitz des Grundstückseigentümers über. Durch diese Maßnahmen kommt das Elektrizitätswerk sowohl den Hausbesitzern wie auch den Mietern in weitestgehendem Maße entgegen. Der Hausbesitzer kann jetzt dem Tragen der Weisfeuer nach elektrischer Beleuchtung nachgeben, ohne eigene Mittel für Hausanschluß und Installation in Anspruch zu nehmen. So kann er z. B. neuen Mietern, die von ihm elektrische Beleuchtung in der Wohnung verlangen, diese nach Wunsch mit dem Elektrizitätswerk zusagen, und sich mit alten Mietern über die Bezahlung der Weisfeuer verständigen. Der Mieter andererseits, der früher mußte in den seltensten Fällen die Ausgaben für die elektrische Installationsanlage bestreiten, da die aufgewandten Kosten für ihn bei Aufhebung der Wohnung verloren sind, kann nach den neuen Bestimmungen leicht elektrische Beleuchtung erhalten. Dient er um, dann erlischt seine Verpflichtung zur Zahlung der Weisfeuer; auch der Hausbesitzer braucht nur dann wieder für die Weiterzahlung einzukommen, wenn er die Wohnung wieder an einen neuen Mietvertragsbesitzer übervermietet. Das Elektrizitätswerk hofft durch diese Bestimmungen eine bessere Ausnutzung seines Kabelnetzes, welches in vielen Straßen ausgebaut ist, aber noch verhältnismäßig wenig Hausanschlässe hat, herbeizuführen und so trotz der hohen Kosten für die Installationsanlagen und des Risikos der Nichtbenutzung ausgeführter Installationsanlagen nach finanzieller Vorteile zu erzielen, da sich das Verfahren in anderen Städten bereits gut bewährt hat. Den Hausbesitzern, für die Weisfeueranlagen nicht in Frage kommen, kostenfrei Hausanschlässe zu ermöglichen, beschränkt ein zweiter Antrag des Werkes. Es werden nämlich sämtliche Hausanschlässe bis zu 15 Meter innerhalb des Grundstückes kostenlos ausgebaut, wenn dem Anstuf auf die Dauer von 6 Jahren pro Jahr für mindestens 60 W. Strom entnommen wird. Die neuen Bestimmungen sollen mit dem 1. Januar 1915 in Kraft treten. Da eine rasche Inanspruchnahme der gewährten Vorteile zu erwarten ist, empfiehlt es sich, möglichst bald Hausanschlässe und Installationsanlagen anzumelden. Dieses kann sowohl bei den konfessionierten Installationsfirmen wie bei dem Elektrizitätswerk selbst, wo auch jede weitere Auskunft erteilt wird, erfolgen.“

Die Vorlage über die namens des Finanzsachschusses Stadtvorordneter Gläser berichtet, wird einstimmig angenommen. In der kurzen Debatte, bei welcher auch die Frage der Verbilligung des elektr. Lichtes berührt wurde, beteiligten sich die Stadtvorordneten Demmer und v. G., sowie Oberbürgermeister Glasing. — Stadtvorordneter Barner berichtet über die Prüfung der

Jahresrechnungen für 1911 und 1912 und beantragt Entlastung für den Magistrat und Kassierer, die erteilt wird. — Zwei Witwenpensionen werden beibehalten bewilligt. — Als Mitglieder der Kreisbeschaffungskommission werden die „Alten“ wiedergewählt (Bernhard, Gerich, Reich und Müller). Als stellvertret. Mitglied der Einkommensteuer-Voranschlagskommission wird Gürtner Otto Zimmermann gewählt. — Bei der Anstellung der Handelssekretärin Fräulein Maria Orthmann an der kaufmännischen Fortbildungsschule und des Oberfeuerwehrmanns Emil Diehl wird Kenntnis genommen. — Ein neuer Hochstufplan für das Deutsche Grundbuch wird dem Bauausbau überreicht. — Danach geheime Sitzung.

Weihnachtsfeier für die Kriegserkrankten im Rathaus

In des Rathauses feierlicher Wandelhalle ist die große Tanne aufgerichtet. Fern her, aus des Schwarzwalds stillem Dunkel, ziehen, aus verschneiten, einsamen Gebirgen, die sie ihren Weg zu uns gefunden, um in wehrfälliger, langer Zeit in unser aller Herzen die Wunderkerzen des außerirdischen, himmlischen und hoffentlich reichlichen Weihnachtsmächens anzuzünden. Nun steht sie da in ihrer schlanken Größe; stützerbehangen, lichtüberfloßen — aus ihren Nadeln strömt ein Waldesduft und weckt die Sehnsucht nach frohen, frohen Wandertagen, die doch so weitenweit und Menschen zu sein scheinen, die wir ehestätig und schauererfüllten Herzens Zeugen und Mitspieler des gewaltigsten Dramas der Menschheitsgeschichte sind.

Christlich — schauererfüllt? Wie?? Barbaren, weltverlästerte, rohe Kulturvernichter! Wie ist das denn, Ihr, da draußen, die Ihr nicht genug der Hornesworte findet, um zu schmecken? Hat bei uns denn nicht der wunderherrliche Weihnachtsglaube seinen sinnigsten, gefühlvollsten, anspruch erhalten und sind wir, wir Barbaren, es nicht gewesen, die des Christbaumes wunderherrlichen Weihnachtssymbol gefunden? Schmecken mögt Ihr uns und lästern, weil des deutschen Volkes tiefe Gemütskräfte Euch wortbehaften, Oberflächenerniedrigen und kalten Rechnern fremd geblieben, weil wir uns nie und nimmer gekannt haben. Wenn in

biel, daß die Träger der edelsten Namen in diesen häßlichen Prozeß verwickelt wurden.

Mar Heuberger hatte es innerhalb einiger Jahre zu einer Schuldenlast von 300000 Mark gebracht; darunter waren Wechselschulden im Betrage von 200000 Mark; es bestand für ihn überdies noch die Gefahr, als Fälscher und Betrüger angeklagt zu werden, wenn ihn sein Vater nicht mit seinem Namen und mit seinem Reichthum deckte.

Diesen hatte an jenem denkwürdigen Salvator-Abende ein leichter Schlaganfall betroffen, der seine linke Seite und teilweise auch die Junge lähmte, so daß er nur krameln konnte. Durch die Entfaltung, die er sich zugezogen hatte, meldeten sich Wut und Abneigung als ungebetene Gäste an und bereiteten ihm unglückliche Schmerzen.

Aber schlimmer als all das war die furchtbare Ungewißheit, daß sein Sohn, Mar, ein Betrüger, daß der geachtete Name Heuberger geschändet und entehrt war, sobald die Wahrheit an den Tag kam. Sein Sohn, der Stolz und die Freude seines Alters, auf den er seine glänzendsten Hoffnungen gebaut hatte, war seines Vertrauens unwürdig, war ein Fälscher und Verschwenker, den das Gefängnis erwartete. Diese Erkenntnis schmettete ihn nieder, wie der Blitzstrahl eine Eiche.

Es war ein Jammer, diesen gebrochenen Mann zu sehen, den man in seiner Hilflosigkeit wie ein Kind betreten mußte. Seine Frau empfand Furcht und Abscheu vor ihm und mißte sein Krankenzimmer, so gut es ging; nur Ludwig bewachte sich in diesen schrecklichen Tagen der Not als treuer und liebevoller Sohn.

Der Mai war da! Die Naränen grüntem, die Büume blühtem, die Vögel schmetterten ihre Liebeslieder in den Frühling hinaus — und die Münchener Gourmands eilten zum Maßbrot ins Hofbräuhaus.

Heuberger aber wand sich in furchterlichen Qualen auf seinem Schmerzenslager, Ludwig reichte ihm den Beruhigungstrank. „Wie ist dir, Vater?“ fragte er besorgt.

„Ich — ersticke!“ — „Laß — Sonne her — ein!“ erwiderte Heuberger mit schwerer, krammelnder Junge. Dumst und schwer wie Bleiklumpen fielen ihm die Worte von den Lippen.

Ludwig tat ihm den Willen und die köstliche, mit Blütenduft erfüllte Frühlingsluft lag den Kranken zu erquickend.

„Wenn — ich — dich — nicht — hätte!“ — „Lasse der Kranke.“ — „Und — ich — hab' — dich — so oft — getränkt, Ludwig!“

„Rein, nein — du warst immer gut zu mir, Vater. Das bißchen Spott schmerzte wohl ein wenig, aber der Schmerz war nicht bitter. Denn ich wußte, daß hinter ihm deine Liebe stand. Und

Das Münchener Kindl

Roman von Felix Raber.

33. Fortsetzung. Nachdruck verboten. Heuberger fuhr mit einem Schrei empor. „Du Schurke, du lägst!“ schrie er und schüttelte Gutmann an beiden Schultern, daß ihm grün und blau vor den Augen wurde. Er begann um Hilfe zu schreien.

Diese nahte auch in Gestalt von drei Schulleuten, die in den Ärmeln eintrangen und Gutmann in ihre Mitte nahmen. „Sie sind Julius Gutmann?“ fragte der eine.

„Ja, der bin ich!“ — „Schützen Sie mich vor diesen Menschen.“

„Das tun wir! Kommen Sie nur ruhig mit uns, Herr Gutmann, denn — Sie sind verhaftet!“

Gutmann lächelte, wie sich zwei Hänste gleich Eisenzangen um seine Handgelenke legten, und erblähte. „Das — das — ist ein Irrtum!“ sammelte er. „Ich bin nicht der, den Sie suchen!“

„O doch!“ — Der Sekretär des „Klubs der Einamen“ hat sich heute mittag erschossen. Man fand in seiner Tasche einen Brief von Ihnen, in dem Sie die Entlohnung eines Wechsels von 80000 Mark forderten und mit Androhung drohten. Nun hat der Sekretär aber, ehe er zur Waffe griff, Sie angezeigt und als den gefährlichsten Wüderer Münchens bezeichnet. Die Durchsuchung Ihrer Wohnung, die wir eben vorgenommen haben, hat so viel belastendes Material ergeben, daß sofort ein Haftbefehl ausgestellt wurde. So, Herr Gutmann, es wird eine schlimme Sache werden — schade, daß auch der Adel und das Offizierskorps in die schmutzigen Geschäfte verwickelt ist. Und nun kommen Sie antwiltig! — Widerstand ist nutzlos. Draußen wartet schon der Wagen.“

In den Tischen war es still geworden. Alles lauschte den Worten des Kriminalkommissärs und erst als dieser mit seinem Gefangenen abging, brach die Sturmflut der Schmähungen über den Betrücker los.

Heuberger saß stöhnend auf seinem Sessel. „Das Offizierskorps? — Mein Name?“ sammelte er. Seine Antie begann an ihnen emporklopfen. Die Worte Gutmanns fanden wie mit Mannenschrift vor seinen Augen. „Mein Name — ein Wechsel-fälscher?“ — In seinem Hirn brauste es wie ein rauschender Wasserfall; er war nicht mehr fähig, zu denken und seine Hand suchte nach einem Pall. „Michael — Freund, wo bist du?“ rief er in seiner Not.

„Hier, Joseph — an deiner Seite!“

„Ein Auto! — Ich will nach Hause!“ — Nur rasch, rasch!“

Birkheimer bezahlte, küßte den Freund, und bat einen der Gäste, einen Chauffeur herbeizurufen. —

Der Garten leerte sich. Drinnen in der großen Halle tobte noch der Lärm; das laute Gebälme der hölzernen Schlegel kündete an, daß das letzte Paß angepaßt wurde. Jeder wollte sich noch eine Maß des schäumenden Obsterobers erobern, erklumpen. Ein mächtiger Ansturm begann gegen die hölzerne Burg der Schenke — und triumphierend zogen die Glücklichen, die sich einen vollen Krug erkämpft hatten, ab, um ihn still und sinnierend — oder laut und lärmend zu leeren.

Der Strom der Gäste vererbte, ergoß sich in die Stadt, die lodend und lichtfunkelnd herausstrahlte zu den einsam verbleibenden Wänden des Zacherlkellers.

Die Salvator-Berücktheit war zu Ende! —

In dichten Hagen und Wäldern, in schweren, schwankenden Kolonnen, die ganze Breite des Bürgerfestes einnehmend, wälzte sich der Strom der biertrübigen Gäste durch die Straßen, um entweder die heimischen Benuten aufzusuchen — oder in einem der Bierpaläste der Innenstadt zu landen. —

Auf den Höhen wurde es stille. Licht um Licht erlosch. Friedliche Ruhe lag über dem fernsten Schlachtfelde — und die feineren Waffen ruhten! —

In raschem Tempo sauste ein Auto hinab zur Reichenbachbrücke. Birkheimer sah darin, hielt den bestimmungstosen Freund fest umschlungen und lächelte sein müdes Haupt.

Als ein stolzer, tapferer Kämpfer war Heuberger ausgesogen zum Rackerberg — befestigt und geschlagen kehrte er zurück in sein Haus!

* Der Riesennudelprozess, welcher Gutmanns Verhaftung folgte, hielt die ganze Stadt in Atem.

Schlag folgte auf Schlag und jeden Tag wurden neue Standesgeschichten aufgedeckt. Ein ganzer Antentkönig von Wüderern wurde festgenommen; sie hatten die Jugend und die Unverletzlichkeit der Offiziere benutzt, um sie auf die schamloseste Weise auszubenten. Auf das ausschweifende und schmerzliche Leben, das in manchen Kreisen geführt wurde, waren die Enthüllungen ihre dunklen Schatten und mit Bedauern erkannte man, daß der Kerne, echt deutsche militärische Geist hier schamhüllig Schiffbruch gelitten und einem unheilvollen Epitaphium Platz gemacht hatte. —

Der „Klub der Einamen“ war seinem Schicksal nicht entgangen; die Polizei hatte die Mitglieder bei einer Traie über-rascht, und in genossen Stadt und Land das traurige Schick-

deutschen Landen wieder die Christbaumkerzen aufklammern, wenn der feine Nebelhauch alle Häuser erfüllt und das herrliche Weihnachtsfest alle Volksgemeinschaft erhellend, dann finden wir auch für die Schmach, die fremdlandischer Lebernat antut, ein Verzeihen, Verzeihen, nicht Vergessen. Denn über dieses Weihnachtsfestes Frieden dürfen wir nimmermehr vergessen, was Nachsicht, Reib und moskowitzischer Nachtwahnsinn uns angetan, freventlich an uns gefündigt haben.

Und wir werden's nimmer! Diese Weihnacht ist Kriegs-Weihnacht! In alle Liebe, die in deutschem Volke so wunderbar aus der Tiefe gestiegen, in allen Festtagsgesang dieser feierlichen Stunden braust der tiefe, urgewaltige, herzerschütternde Orgelton des wilden Schlachtenlärms, in dem fern von uns, weit hinter des Reiches Grenzen matt und wund unsere Väter, Brüder und Freunde als blut'ge Opfer dahinsinken, um mit ihrem Leben des Vaterlandes Freiheit und Herrlichkeit zu erstreiten.

Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
Als der vom Feind erschlagen!

So klingt das herrliche Trug- und Trosteslied — aber geht nur und unbewußt von allen irdischen Akten wird sein Herzblut nur hingeben, wer seine Lieben treu umgibt wie der Fürsorge und Hilfsbereitschaft des ganzen Volkes. Und wie wunderbar hat sich da auch das deutsche Herz geöffnet. Anders weit von uns, im Grimm der Schlacht die Blüte unseres Volkes dem feindlichen Ansturm wehrt und ihn in großen Verdiensten zu Boden schmettert, haben sich in der Heimat alle Herzen und Hände aufgetan, haben seit Monaten treu für die Tapferen gesorgt und daneben in uner-müdlicher Arbeit auch der Angehörigen jener Kämpfer gedacht, denen des Lebens materielle Seite sich nicht allzu toll gestaltet hat.

Auch hier hat das Rote Kreuz — wird je ein Richter die rechten Worte finden, das herrliche Epos dieser Liebesarbeit würdig zu bezeugen? — Wunderbarliches und Unnachahmliches geleistet; es hat in der Fülle seiner Sorge auch die Daheimgebliebenen nicht vergessen. Nach den Kämpfen im Feld wurden die Verwundeten und Kranken in den heimatischen Lazaretten bedacht und dann, dann kamen die Frauen und Kinder unserer wahren Kämpfer in der Front und den Stappen. Das ganze Volk wurde aufgerufen zu Spenden. Und wie geberühmt, wie gutberzig haben sich Reich und Arm gezeigt. In dem Gabentafel in der Wilhelmstraße füllten sich die Räume und die Fülle der Geschenke war kaum zu bewältigen. Und doch, wie notwendig war dieser reiche Zufluss an Zunderungen und Geschenken. Waren doch nicht weniger als 7000 Kinder von im Feld stehenden Kriegern zu besuchen! Das Kurhaus mußte seine Räume hergeben, um die feierliche Weihnachtsfeier aufzunehmen, in der die Bescherung gehalten war. Und es gibt keinen würdigeren, feierlicheren Raum für solchen Zweck. Der vorgestrige Dienstag, der achtzige Mittwoch waren diesen Gabentagen geweiht. War das eine erwartungsvolle weihnachtsfeierliche Stimmung bei den Kleinen, die nachmittags unter Führung der Erwachsenen — erst der Angehörigen, die mit feinen Kleinen kamen, die weder in Kindergärten noch Kinderhorten aufgenommen sind; nach diesen kamen die Kindergartenkinder und die Kinderhortkinder mit ihren Pflegerinnen — aus allen Stadtteilen dem Kurhaus zutreiben. Maitensänger von Damen, was war beim Weislein gegen des Roten Kreuzes Haubermelodie, gegen den blinkenden, glühenden flimmernden Weihnachtsbaum unter der Kuppel des Wiesbadener Kurhauses! Wie ein grauer Zauberpfad gegen das Weihnachtsmädchen, das werksichtige, mitfühlende Nächstenliebe in vielen, vielen tausend Herzen lebendig gemacht. Im stillen Winkel hab' ich gestanden und den Kleinen zugehört, die sich um den hellen Niefenbaum schauerten, heißen Blickes in sein Lichtspiel starrten und mit dünnen flingenden Silberstimmchen aus erwartungsvollen Herzen das verheißungsfrohe Weihnachtslied sangen. Und wie eigen wurde mir im Gehen, zwischen den Marmorsäulen! Das Herz ward so schwer und drei blonde Kinderköpfe sah ich im Geiste, die fern von hier am Heiligenabend Aufschau halten vom Balkon eines kleinen Häusleins einer fernsten stillen Bergstadt und sich bange fragen werden: Ob auch der Vater kommt? Und als der Sang verstummte, als ich mich zurückgefunden, da sah ich in vieler silberhaarer Besten Augen so feucht von Tränen blitzen und — schaute mich nicht mehr!

Die Kleinen wurden zu den Gabentafeln geführt, die nach Altersstufen gegliedert waren; ein Jedes hatte seinen Gutschein und durfte eine Geschenkgabe wählen. Die überwältigende Mehrheit zeigte für praktische Gegenstände Vorliebe, wiewohl Spielsachen in Menge vorhanden, freute sich mit den Angehörigen der Spenden, bewunderte voll Staunen die „Argonnen-Landschaft“ mit dem Schützengraben, welche die Meisterhaftigkeit unserer Hoftheaterlichen Dekorationskünstler im Hintergrunde des kleinen Konzertsaales geschaffen und war so froh und heiter bewegt, daß man wünschen mochte, ein kleiner Teil des heimatischen Festjubels möge hinausfliegen in die Front, um denen da draußen Kunde zu bringen und allen, allen die es notwendig haben, ein Weihnachtsbaum angezündet und ein Gabentisch gedeckt worden ist. P. A.

Die Bescherung der 7000 Kinder konnte nicht in einem Akte durchgeführt werden. Man teilte dieserhalb die Stadt in 14 Bezirke ein und verteilte so die Bescherung auf 2 Tage bezirksweise. Eine jede Feier zeigte das gleiche Programm: Kinder und Angehörige versammelten sich im großen Konzertsaal des Kurhauses, der festlich erleuchtet war. Orgelklänge leiteten die Festfeier ein und fanden den Übergang zu dem Weihnachtsliede:

du hast mir immer das Beste geschenkt: dein volles Vertrauen!
Sieh, das machte mich glücklich und stolz! Dafür bin ich dir dankbar!

„Ja — du! — du bist — wie ein Fels, auf — den man — bauen kann! — Aber — der — andere —“

Da schwiegen beide und sahen sich bekümmert in die Augen. Und dann stand sie wieder tiefengroß zwischen ihnen, die graue Sorge, und ihre dünnen Spinnennfinger griffen ihnen wie eberne Zangen an die Kehle, daß sie ersticken zu müssen glaubten.

„Wie — läuft — der — Prozeß?“ fragte Heuberger nach einer langen, schweren Pause.

„Es dauert noch Wochen, bis er zu Ende ist“, erwiderte Ludwig bekümmert. „Doch ist vorauszusehen, daß neben den Bucherern auch die Offiziere schwer getroffen werden. Manche streifen am Buchthaus vorbei.“

„Schrecklich! — Männer, die des Königs Rod — getragen, — ins Buchthaus!“

„Einzeln Urteile sind bereits gefällt. Mitmeister v. Bulling ist zu drei Jahren Buchthaus verurteilt. Das Kriegsgericht war unerbittlich streng. Andere Angeklagte, für die ihre reichen Verwandten eintraten, entgingen mit Not und Mühe einem ähnlichen Schicksal. Mehrere wurden aus der Armee ausgestoßen.“

„Und — Max?“

Eine Sekunde lang schwieg Ludwig vollkommen. Dann sagte er: „Wenn die Staatsanwaltschaft aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht von einer Strafanzeige wegen Betrugs absieht, so trifft ihn das gleiche Los — wie Herrn von Bulling! — Buchthaus!“

Heuberger begann zu stöhnen. „Nein, nein — das — darf — nicht — sein!“

„Dein Zeugnis steht noch aus, Vater! — Wenn du vernunftmäßig bist, werden die Richter hier erscheinen. Von deiner Anklage hängt Maxens Schicksal ab. Man wird an dich die Frage richten, ob der Name auf den Wechsel wirklich deine eigenhändige Unterschrift ist.“

„Ja, ja — ich werde — Ja sagen!“

„Aber es ist Unwahrheit! — Du hast die Wechsel nicht unterschrieben!“

„Wer — weiß — denn — das? — Doch, ich habe — sie unterschrieben! — Max — muß — gerettet — werden!“

„Bedenke auch die Konsequenzen deiner Aussage, Vater. Wenn du deine Unterschrift anerkennst, so übernimmtst du damit auch die Verpflichtung, die Wechsel einzulösen.“

„Sag — löse — sie — ein!“

„Aber es sind, alles zusammengezogen, gegen 300 000 Mark!“

„Und — wenn — mein — Vermögen — daraufgeht: ich bezahle! — Wenn nur — unser Name — rein bleibt! — Wenn nur — unsere Ehre — gerettet wird! — Mache soviel Geld — möglich, als du — kannst — und zahle — zahle! — Tu' es mir zuliebe, Ludwig!“

Heuberger's Rechte umspannte die Hand seines Sohnes, zwei Tränen rollten ihm über die Wangen. Ludwig war erschüttert. Ihn erbatente des gedrohenen Riesen und er sagte: „Dir zuliebe, Vater, werde ich alles ordnen! — Aber was soll mit Max werden? Er wird ohne Zweifel aus der Armee ausgestoßen werden — das ist noch die mildeste Strafe.“

„Rette ihn, daß er — sich kein Leid — antut!“

Schwer sank das müde Haupt in die Kissen und die schmerzenden Lider schlossen sich; er war am Ende seiner Kraft. Nur die zudenenden Lippen flammelten leise noch einmal: „Rette — ihn!“ Und die große Liebe des Vaters für den verlorenen Sohn durchzitterte diese Worte.

Ludwig überließ den Kranken der Obhut des Arztes und der Pflege der Krankenschwester und ging, um die unerquickliche Angelegenheit endgültig zum Abschluß zu bringen.

Max Heuberger wurde gegen hohe Kaution auf freiem Fuße belassen, obwohl er sich im Anklagezustand befand. Der schöne, lebenslustige Offizier hatte den früheren federnden Schritt und sein stolzes Selbstbewußtsein verloren und ging nun gedrückt und sorgenvoll, als ob ein Berg auf ihm laste, durch die Stadt.

Eines Tages ging er durch den Hofgarten. Die Bäume standen im vollen Schmuck des Laubes, der Rasen grünte, die Springbrunnen tauuchten, die Blumenbeete sprühten in leuchtenden Farben, die Tauben pickten die hingeworfenen Körner auf — und drüben erhob sich ernst und feierlich das Residenzschloß!

Auf dem großen Balkon hatte er vor wenig Wochen den großen Herrscher sehen und freudig sein Souvenir abgegeben. Heute konnte er keinem Kriegsherrn nicht mehr offen in die Augen sehen, mußte den Blick niederschlagen, weil er schuldig und ein Verbrecher war! — Und wie lange noch, dann rief man ihm den Rod des Königs, dies Ehrenkleid, vom Leibe, weil er unwürdig war, es zu tragen!

Himmel, wie tat das wehe! Wie brannte die Schuld auf seiner Seele! Weinen — oder sich weiden hätte er mögen, weil er so ein schlechter Kerl geworden war! — Jugend, Ehre, Karriere — alles dahin! — Alles vergeudet und verpielt um das

„Stille Nacht, heilige Nacht.“ Nun sollten die Kinder erinnert werden an die große Zeit, die Deutschland eben erlebt und deshalb sang man das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Die Treue und Liebe zum Vaterland und zum Kaiserhaus fand dann ihren Ausdruck in der „Nationalhymne“, die man lebend sang. Man muß es miterlebt haben, wie die einfache Feiertagsfeier auf das Kinderherz einwirkte. Es war wirkliche Begeisterung, die hier im Lieb den Schaur an's Vaterland leistete. Orgelklänge bildeten den Abschluß. Nun wurden die Kleinen in die Wandelhalle geführt, wo ein mächtiger Tannenbaum für sie geziert war. Doch weiter führten die Kleinen, in den kleinen Konzertsaal, wo die Geschenke aufgestapelt lagen und nun ein jeder seinen Teil bekam, nach eigenem Wunsch. Bligenden Auges senkte man seine Blide in den „Schützengraben“, in welchem „richtige Soldaten hausten und Weihnachten feierten“. Am Dienstagabend nahm der Herr Oberbürgermeister Gläffing bei der Feiertagsfeier das Wort und führte dabei aus:

Meine werten Frauen und Angehörigen unserer braven Krieger! Das rote Kreuz begrüßt Sie auf das Herzliche und dankt Ihnen für Ihr Kommen. Die vorabendlichen Stunden gehörten den Herzen Ihrer Kinder unter dem lichtumflößten Weihnachtsbaum dieses Hauses; die Stunden des Abends Ihnen gehören, den Frauen, den Vätern und Müttern, Brüdern und Schwestern unserer im Felde stehenden Krieger. Nur mit Ihnen konnte das rote Kreuz diese Weihnacht in Waffen geben, nur mit Ihnen konnte es sich unter dem Weihnachtsbaum vereinen in erstem liebevollem Gedanken an die fern vom heimatischen Boden stehenden Krieger, deren heldenhafte Tapferkeit eine Welt von Feinden noch keinen Fuß breit deutsches Land hat betreten lassen.

Drei schwere Kriegsmomente liegen hinter uns. Die Stunde des Abschieds von Ihren Lieben liegt hinter Ihnen, sie war bitter und schwer, denn Sie wußten, es geht einem Kampfe entgegen, wie ihn das deutsche Land, wie ihn ein Volk noch niemals zubegeben hatte. Ihr Schmerz und Ihr Leid mußten verbleiben in der Stille Ihres Herzens, mußten untergehen in der gewaltigen Erhebung von 5 Millionen deutscher Männer, die in eiserner Wehr nach den Grenzen eilten, den Feinden entgegen. Das reise Mannesalter und die blühende Jugend verließen die Heimat, die Jugend mit all dem Sonnenglauer ihrer Art und ihres Alters. Und viele von ihnen können sich nimmer erheben an dem Völkerglanz deutscher Weihnachtsabende; sie sind gefallen für Heimat, Weib und Kind; Weihnachten, das Fest der Liebe und der Kinder darf diese Stunden, in fremder Erde ruhenden Helmen nicht vergessen. Ein ernstes Gedenken zieht durch diese Räume, die rahmbe-tränkten Säulen unserer Heere senken sich zur stillen Nachacht für die auf immer Geschiedenen, denen wir in dieser Stunde alles geben, was ein gutes Herz nur geben kann. Verlassen wir nach stillem Gedenken die von der Liebe treuer Kameraden geschmückten Gräber unserer Helmen und kehren wir zur Gegenwart zurück, die noch niemals ihre Rechte an die Lebenden so eifrig geltend machte, wie in dieser Zeit. Und dieses Recht der Gegenwart soll freudigen Herzens erfüllt werden. Erfüllt wird es in eiserner Pflichterfüllung und in heldenhafte Tapferkeit zu Wasser und zu Lande von unserm tapferen Heere, von unserm tapferen Marine, erfüllt mit der gleichen heroischen Art, mit der sie ausjagten zu einem so schweren Kampfe. Erfüllt wird es von uns, den Zurückgebliebenen, durch Vollen der Liebe, die wir aus der Heimat hinausgehen haben lassen zu unsern Krieger, durch Vollen der Liebe, die auf Wehr und Waffen ihren verkündenden Schimmer werfen und den Kriegern sagen sollen, wie Herz und Liebe der Heimat an ihnen hängt. Tausende von Briefen sind hinausgewandert, Tausende von Gaben der Liebe. Aus all den Briefen, die da gelesen werden unter dem Donner der Geschütze, und aus all den vielen Gaben spricht eine Welt von Liebe, aus ihnen heraus sprechen die heimatischen Weihnachtsklänge und als schneidvollste und auch stolze Frage: Söhne der Heimat, wann kehrt Ihr siegreich zurück? Und die Gegenwart hat ein Recht, von uns das selbstlose Vertrauen zu verlangen, daß sie siegreich wieder zurückkehren; wir lassen uns diesen Glauben nicht rauben, und glauben fest, daß die nächste Weihnacht wieder eine Weihnacht des Friedens sein wird, eines Friedens, der dem gegenwärtigen und kommenden Geschlechte sagen möge, daß die Väter nicht umsonst gelitten haben. Aber das Recht der Gegenwart geht weiter. Es verlangt von uns die Fürsorge für die zurückbleibenden Angehörigen der Krieger, diese Fürsorge, die uns auch heute unter dem Zeichen des roten Kreuzes zusammengeführt hat, unter dem Zeichen der Abteilung 4 des roten Kreuzes, die sich diese Fürsorge zur schönen Aufgabe gemacht hat. Und diese Fürsorge ist nichts weiter als die Erfüllung einer einfachen Pflicht der Dankbarkeit gegenüber den Kriegern, die da draußen die Grenzen der Heimat verteidigen; und diese Pflicht soll nicht Pflicht allein sein; nun, die Arbeit des roten Kreuzes bedarf, wenn sie richtig verstanden werden und segensreich wirken soll, der hingebenden Liebe zur anvertrauten Sache und eines reinen guten Herzens für die Bedrückten, die auch in schwerer Zeit ein wenig Sonne, Licht und Wärme haben sollen und den im Feindesland stehenden Kriegern sagen sollen, daß die Liebe und Opferfähigkeit eines ganzen Volkes darüber wacht, daß aber das Heim des feinen Lebens für sein Vaterland einziehenden Kriegers nicht Not und Elend kommt. Und das rote Kreuz soll nicht ruhen und ruhen, seine Aufgabe mit Herz und Liebe zu erfüllen, bis wieder Friede ist im Lande, bis die aus diesem Kampfe siegreich Zurückkehrenden in einem starken und freien Deutschland wieder ihrer Arbeit nachgehen können zum Wohle des Landes, zum Wohle von Weib und Kind. Und nun lassen Sie mich schließen. Ernst und kurz sollen die Worte sein in einer Zeit, die nicht viel Worte liebt, die nur Taten erfordert. Ernst sollen auch die Lieber sein, die wir singen in dieser Weihnacht in Waffen. Aber die Worte sollen nicht umsonst gesprochen sein, und die Lieber nicht umsonst gesungen. Was Lied und Wort soll der erste Wille geboren werden, wie die da draußen vor dem Feinde auch hier auszuhalten in unablässiger Fürsorge für die Familien unserer Krieger. Und in dieser Auffassung zünden wir heute die deutschen Weihnachtsbäume an, wir zünden sie an, umgeben von einem Heer von Feinden im Norden,

Osten und Westen; und wir singen unter dem Weihnachtsbaum das Weihnachtslied, das in dieser eisernen Zeit nur sein kann: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Weihnachtsverkehr
Die Königl. Eisenbahndirektion läßt folgendes mitteilen: „Am Montag zu früheren Jahren wird der starke allgemeine Verkehr am 24. Dezember nachmittags mit der Abfertigung einer großen Anzahl von Militärlazaretten zusammenkommen, und auch am 27. Dezember und 31. Dezember nachmittags außergewöhnlich ausfallen. Wegen Vergabe eines großen Teils der Betriebsmittel zu Heereszwecken können Vor-, Nach- und Sonderzüge nicht in dem gleichen Umfang gebildet werden, als es früher geschehen ist und wie es auch dieses Jahr zur ordnungsmäßigen, pünktlichen Betriebsführung wünschenswert wäre. Es wird nicht zu vermeiden sein, daß am 24., 27. und 31. Dezember nachmittags alle Züge sehr stark benutz, leicht Verspätungen erhalten, und unter Umständen Anschlüsse veräußt werden; vereinzelt werden den Personenzügen auch mit Wägen ausgerüstete Güterwagen beigelegt werden müssen. Darnach dürfte es sich empfehlen, wenn alle diejenigen, die über ihre Reisezeit frei verfügen können, sich dem Vorstehenden gemäß mit ihrer Reise einrichten.“

Einschränkung der Neujahrsglückwünsche
Der Feldpostbriefverkehr nimmt dauernd an Umfang zu; nur mit Aufbietung aller Kräfte ist es jetzt gelungen, ihn ordnungsmäßig zu bewältigen. Ihm drohen aber neue Gefahren, wenn ein Austausch von Neujahrskarten in dem in Friedenszeiten üblichen Umfang zwischen der Heimat und den Angehörigen des Heeres in diesem Jahre stattfindet. Es ist unmöglich, im Felde, wie dies in der Heimat geschieht, Austauschpersonal einzustellen, um die durch den Neujahrbriefverkehr entfallende Mehrarbeit zu bewältigen. Durch solche Massenveränderungen würde nicht nur der Dienstbriefverkehr, sondern auch der gewöhnliche Privatbriefverkehr leiden! Aus diesen Gründen ersucht die Heeresverwaltung das Publikum dringend, die Absendung von Neujahrsglückwünschen an Freunde und gute Bekannte durch die Feldpost zu unterlassen. Auch die Versendung von Glückwünschen in der Heimat sollte man einschränken. Die dadurch ersparten Summen würden, wie dies auch bereits in früheren Jahren vielfach geschehen ist, wohltätigen Zwecken zuzuführen sein.

Deutsche Bank
Der Inseratenteil unserer heutigen Nummer enthält eine Anzeige der Deutschen Bank hier mit einem Verzeichnis der Filialen, Zweigstellen und Depotstellen der Bank.

Ausstellung in der Gewerbeschule
Die Gewerbeschule veranstaltet von Samstag, 26. Dezember (zweiten Weihnachtstag) bis einschließlich Donnerstag, 31. Dezember, in den Lehrsälen Nr. 14 und 18 (Edgardschloß) eine kleine Ausstellung von Schülerarbeiten aus den kunstgewerblichen Klassen und einigen Klassen der schmächtlichen Gewerbe. — Die Schule beabsichtigt mit dieser Ausstellung lediglich die von ihr eingeschlagenen Wege zu zeigen, wie sie mit Beginn des laufenden Schuljahres gegangen wurden. Die Ausstellung macht deshalb auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da sie keine geschlossenen Lehrgänge vorführt, sondern Arbeiten, die den aufbauenden Gang des Unterrichts zeigen. Eine Gesamtübersicht bleibt einer späteren umfangreicheren Ausstellung vorbehalten. — Die Ausstellung ist geöffnet von 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags. Ihre Besichtigung wird angelegentlich empfohlen.

Kriegsunterstützungskasse
Wir werden gebeten, darauf aufmerksam zu machen, daß die Kasse am 2. Weihnachtstag vorm. von 9—12½ Uhr geöffnet ist.

Selbstmordversuch
In der kleinen Kirchgasse veruchte eine Frau sich mit ihren vier Kindern zu töten. Die Frau hatte die Kinder zu Bett gebracht und darauf den Gashahn geöffnet. Durch das unvermerkte Erscheinen des Vaters wurde die Tat vereitelt.

Selbstmord
Durch Gasvergiftung verübte ein Buchhandlungslehrling Selbstmord.

Kurhaus
Das Radium-Emanatorium am Kochbrunnen bleibt am 2. Weihnachtstag geschlossen.

Vermischtes
Wölfe auf dem Schlachtfeld
Eine packende Szene von einem Schlachtfeld in Rußland schildert der Brief eines russischen Offiziers, den englische Blätter aus einer Rigaer Zeitung übersehen. „Es fing an, dunkel zu werden, als ich erwachte“, so erzählt der Offizier. „Ich hatte kein Hungergefühl, obwohl ich hier bereits seit dem frühen Morgen lag, aber der Durst quälte mich unermüdlich. Ich erinnerte mich genau an jede Einzelheit der Schlacht bis zu dem Augenblick, da ich von dem Sülter einer Granate getroffen wurde, die neben mir explodierte. Wir waren vorgedrungen über das weite öde Land. Wieder hörte ich das Stöhnen der Sterbenden, sah die unter dem Feuer des Feindes zusammenbrechenden Gestalten. Ich hörte meine Leute brüllen, bis ihre Stimmen verlor in dem Pfeifen der Schrapnells. Ich erinnerte mich, wie ich selbst vorwärts stürzte. Was dann geschah, davon weiß ich nichts mehr. Und als ich erwachte, da lag ich da, die einzig lebende Seele auf dem verlassenen unendlichen Feld, dicht mit Toten bedeckt. Ich war verwundet, das merkte ich, aber nicht schwer, wie sich nachher herausstellte, und indem ich mich auf meinen unterleuten Arm stützte,

armelige Linsengericht verbotener Freuden! — Wenn man nur all das Häßliche abschütteln und vorne ansagen könnte, als neuer, reiner und freier Mensch! Aber es war zu spät, zu spät! — Und niemand war da, der Rat erteilte, der Hilfe brachte! — Nach Hause? — Nein, die waren ihm auch fremd geworden! Nur sein Vater liebte ihn vielleicht noch!

Aber wenn er an ihn dachte, erstarrete ihm das Blut! — Am Tage nach dem Schlaganfall war Max nach Hause gegangen, um seinen Vater zu besuchen. Und dann sah er den besinnungslosen Mann — rüchelnd, mit halboffener Munde, blaum, schweißbedecktem Gesicht, mit schwerer, fallender Junge, Schaum auf den Lippen. — Er taumelte, er starrete entsetzt auf dies graufige Bild und eine Stimme in seinem Innern schrie: „Das ist dein Wert!“

Da stob er, wie von Furien gepörscht, und rannte sinnlos durch die Strahlen. Und immer verfolgte ihn dies Schreckenbild — eine stumme Anklage seiner Schuld! — Heute wollte er bei einer Trost suchen, die ihn stets verstanden hatte, der sein Herz gehörte, für die er hundert Todsünden begangen, der er ein Vermögen geopfert hatte: bei Olympia, seiner Braut! Sie sollte die stilleren Gedanken verschleiden, die ihn verfolgten, an ihrem Herzen wollte er allen Jammer der Welt und alle Sorgen des Lebens vergessen.

Er überquerte die Galeriestraße, umschritt das Palais Royal und bog in die Königinstraße ein. Erst nachdem er Sturm geläutet hatte, öffnete der Hausmeister krummend das Tor. Max wollte an dem wohlbekannten Weiskopf vorüber, aber der ver-sperrte ihm mit seiner Kürassiergestalt den Weg. „Weißt du, Herr Leutnant, aber das gnä' Fräulein sind nicht zu Hause!“

„Nicht zu Hause. — Wo ist denn Fräulein Olympia?“

„Verreist! — Auf unbestimmte Zeit, Herr Leutnant.“

„Aber das ist mir ja völlig neu!“ rief Max ätterastet. „Davon hat mir Oly kein Wort gesagt. Wie kam das so plötzlich?“

„Je nun, wie das so geht! — In letzter Zeit ist Herr Graf Monte oft gekommen und hernach — na, hernach ist das gnä' Fräulein mit Herrn Grafen abgereist. Nach Monte Carlo. Die Verlobung steht doch schon in der Zeitung!“

„Mit Graf Monte verlobt und abgereist?“ stammelte Max und taumelte, wie von einem Schläge getroffen.

„Ja, da ist nix zu machen“, tröstete ihn der Weiskopf, „s' ist halt a' halt amal, die Weiber.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Blocken

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.



Beilage zur „Rheinischen Volkszeitung“

Wiesbaden, 24. Dezember 1914.

Hirtenbrief

des

Hochw. Herrn Bischofs von Limburg Dr. Augustinus Kilian

Augustinus

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen
Stuhles Gnade

Bischof von Limburg,

entbietet dem hochwürdigen Klerus und den Gläubigen
des Bistums

Gruß und Segen im Herrn.

Weihnachten steht vor der Tür. Bald werden die Glocken uns an die größte Gottesgabe erinnern, die vor mehr als 1900 Jahren in dem Kindlein von Bethlehem der Menschheit geschenkt worden ist. Aber wir können uns in diesem Jahre nicht in dem Maße auf das hochheilige Weihnachtsfest freuen wie sonst. Millionen unserer Brüder sehen im Felde, den Tod vor Augen, in heißem Ringen unter unjäglichen Gefahren, Mühen und Strapazen. Blutsachen bedecken den Boden Europas. Tausende braver Soldaten sind fern von der Heimat und ihren Lieben den Heldentod gestorben und in fremder Erde in Massengräbern bestattet. Die Hospitäler und Lazarette sind angefüllt mit Verwundeten. Wie könnten wir da mit frohem Herzen die jubelvollen Weihnachtslieder singen?

Ja, wenn die Weihnachtsglocken mit lautem, fröhlichem Schalle den Frieden einläuteten und in den Engelsfang einstimmen: „Friede den Menschen auf Erden!“ — Das wäre eine Freude! Aber dazu ist wenig Aussicht. Gott scheint es anders beschlossen zu haben. Ergebungsvoll beugen wir uns unter die mächtige Hand des Herrn und preisen seinen heiligen Namen. Wir suchen die Absichten Gottes zu erforschen, weshalb er uns mit dieser furchtbaren Heißel des Krieges heimgesucht hat; wir wollen diesen Absichten entgegenkommen.

Dazu soll dieser Hirtenbrief euch anleiten und zugleich meinen lieben Diözesanen als Weihnachtsgruß ihres Oberhirten Worte der Ermunterung und des Trostes bringen.

1. Vor allem, in Christo Geliebte, dürfen wir die furchtbaren Ereignisse der gegenwärtigen Zeiten nicht vom rein irdischen Standpunkte aus betrachten, sondern müssen sie im Lichte des hl. Glaubens ansehen. In diesem Lichte erscheinen sie als Prüfungen, mit denen Gott uns heimsucht, Gott, der auch herein seine Liebe und Vatergüte nicht verleugnet. Er straft nur, um uns zu bessern, er züchtigt mit zeitlicher Strafe, um uns vor der ewigen Strafe der Hölle zu retten; oder er sucht sein Volk heim, um die Guten zu prüfen und ihre Treue im Glutofen der Leiden zu läutern und zu bewahren. Sündern und Gerechten also soll dieser furchtbare Krieg zum Heile werden, wie jedes von Gott auferlegte Kreuz sich als Quelle des Segens für den erweist, der es ergehen und geduldig trägt.

Sünder aber sind wir allzumal. Wenn andere Völker noch schlimmer gesündigt haben, so kann uns das nicht rechtfertigen. Gott hat uns 44 Jahre des Friedens geschenkt. Sie brachten uns einen staunenerregenden wirtschaftlichen Aufschwung. Großer Reichtum floß ins Land, an dem jeder mehr oder weniger teilnahm. Gaben wir ihm dafür gedankt, wie es sich gebührte? Ach nein. Wir waren vielmehr nahe daran in Luxus und Genußsucht zu versinken und zu verweichlichen. Viele wurden gottvergessen und verachteten die Kirche und ihre Gnadenmittel. Der Liebling Gottes wurde fett und schlug aus.“ (5. Mos. 33, 15). Eine Flut von glaubensfeindlichen Schriften, in denen Gott gelästert und die Religion verspottet wurde, überschwenmte unser

Land, und ein breiter Strom sittlichen Verderbens bedrohte unsere Gemeinden und unsere Familien bis in die entlegensten Gauen. Eine schändliche Kleidertracht galt vielfach auch in sonst gut denkenden Kreisen nicht als anstößig; verwerfliche Tänze schienen im Volke sich einbürgern zu wollen. Sogar in das Heiligtum der Familien ist ein gar schlimmes, verabscheuungswürdiges Laster eingedrungen, das am Lebensmark unseres Volkes zehrt und seinen Festbestand bedroht. Das Wort des Esdras findet also auch auf uns Anwendung: „Auch wir selbst haben schwer gesündigt bis auf diesen Tag.“ (Esd. 9, 7).

Die Warnungen der Priester und der Bischöfe verhallten wirkungslos. Da kam der Krieg und die laute Predigt der Kanonen. Aus einmal war es, wie wenn die Schreden der Ewigkeit sich herabsenkten auf die Erde; Ewigkeitsgedanken durchzitterten die Herzen. Unser Volk ging in sich. Eine religiöse Erregung und Erneuerung ergriff es, wie sie die Welt nur selten gesehen hat. Wann hat man je einen solchen Andrang zu den Kirchen, zu den Beichtstühlen, zu den Kommunionbänken, beobachtet, als in den Tagen der Mobilmachung? Und diese religiöse Erneuerung unserer Soldaten dauert fort. Wie laut klingt ihr Ruf nach religiösen Schriften! Wie glücklich sind sie, wenn sie im Felde einen Priester erblicken, wenn sie der hl. Messe beiwohnen und in den Schützengräben die hl. Kommunion empfangen können! Auch die Dahingeblichenen umklammern voll Gottvertrauen die Altäre. Ist je so viel und so innig gebetet worden, wie jetzt in den Kirchen und Kapellen, in den Klöstern und Familien, in öffentlichen Andachten und in der Stille des Kämmerleins? Unvergesslich ist auch das schöne Beispiel unseres Kaisers, der sein Volk wiederholt aufrief, Gottes Schutz und Barmherzigkeit über das Vaterland herabzusehen.

Welch ein Schauspiel für Gott und die Welt: ein Volk in dieser religiösen Erneuerung und innerlichen Vertiefung, in dieser stillen Einkehr in sich selbst, in dieser Bußgesinnung und Frömmigkeit, in diesem starken Gottvertrauen! Verstummt sind vor der Wucht solcher Glaubenskraft die Religionspötker und die Prediger des Unglaubens.

Man sagt: Große Zeiten erwecken große Männer. Wer sie erwecken auch Völker aus dem Schlafe der Gottvergessenheit, Glaubensgleichgültigkeit und des sittlichen Niederganges zum Gottesbewußtsein und zum Gottesbekenntnis, zur Religiosität und zu nationaler Größe. Das haben wir dieser Tage mit unendlicher Freude am deutschen Volke erlebt.

Möge dieser religiöse Geist und dieser sittliche Ernst nicht bloß eine unter dem Druck der Schreden des Krieges geborene, flüchtige Stimmung sein, sondern als eine wirkliche religiöse Wiedergeburt, als eine dauernde Erneuerung unseres religiösen Lebens sich erweisen! Darum wird diese kummervolle Zeit für uns eine Quelle des Segens und Heiles werden. Ebenso richtig als nachdrücklich hat nämlich Papst Leo XIII. in der Jubiläumshulle vom 22. Dezember 1885 die Gläubigen darauf hingewiesen, daß „die Rettung und das Heil der Welt von der Rückkehr des Geistes wahrer und ernster Bußfertigkeit in die Christenheit abhängen.“ Der hl. Vater meint damit jene beständige Bußgesinnung, die dem Apostel vorschwebt, wenn er mahnt, wir sollten „die Abtötung Jesu immer am eigenen Körper tragen“ (2. Cor. 4, 10); er meint jene tägliche Buße der guten und demütigen Christen, wenn wir nämlich an die Brust schlagen und rufen: „Vergib uns unsere Sünden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Eine solche Gesinnung wird von selbst Werke der Buße hervorbringen, ja das ganze christliche Leben zu einer beständigen Buße machen und so uns zu Gott zurückführen und dauernd mit ihm verbinden.

Auch die braven und treuen Christen leiden furchtbar unter der gewaltigen Not der Zeit. Wo ist das Haus, in das nicht bange Sorge, Angst und Herzeleid eingezogen sind? Ach, wie viele wird der Krieg zu Wittwen und Waisen machen, wieviele Eltern wird er der Söhne, wieviele Kinder der Väter, wie manche Frauen ihres Mannes, wie manche Braut des Bräutigams, wieviele Familien ihres Ernährers berauben! Nur mit Grausen kann man daran denken. „Wie haben unsere Herzensängste sich gemehrt!“ (Ps. 24) können wir mit dem Psalmlisten ausrufen. Wer wird uns trösten in dieser Not? Schauet auf unsere verwundeten Soldaten. Nichts ist rührender und ergreifender, als ein Gang durch unsere Lazarette. Wie geduldig sind unsere Verwundeten! Keine Klage kommt von ihren Lippen. Helden waren sie im Kampfe, Helden sind sie in der Geduld, im Ertragen von Schmerzen. Sie sind ein Vorbild für alle, die mit Kreuz beladen sind. Richtet dann den Blick nach oben, zu unserem Vater, der im Himmel ist und liebevoll über uns waltet! Möge uns der alte Spruch trösten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ (Ps. 119) Möge uns alle in Glaubensstärke und Zuversicht die Versicherung des Völkerapostels aufrecht halten: „Denen die Gott lieben, gereicht alles zum Besten“ (Röm. 8, 28), alles, also auch Kreuz und Leid. Umfasset fest das Kreuz, das Gottes Vaterhand euch schickt und traget es geduldig in Vertrauen auf den, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Not und Trübsal sollen nach der göttlichen Vorkehrung für den Christen Mittel sein, dem leidenden Heilande ähnlich zu werden, ihm auf dem Kreuzwege zu folgen, der zur ewigen Heimat führt, „wo keine Trauer mehr sein wird, noch Klage noch Schmerz“ (Offenbarung 21, 4), wo alle Tränen getrocknet und alles Schmen gestillt wird, wo wir für die ganze Ewigkeit in seliger Liebe mit den Unsrigen verbunden bleiben, die der bittere Tod hienieden von uns getrennt hatte.

Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die bereint an uns wird offenbar werden“ (Röm. 8, 18).

2. Neben der Erneuerung der religiösen Gesinnung hat der Weltkrieg in unserem Volke eine andere erfreuliche Frucht gezeitigt: Das Solidaritätsgefühl, das Einheitsbewußtsein, das sich in einer Fülle von Werken christlicher Nächstenliebe offenbart.

Eine tiefe Kluft trennte vordem unser Volk; konfessionelle, soziale, parteipolitische Gegensätze hatten es gespalten und zerrissen. Und jetzt, wie hat der Krieg es zusammengeschweißt zu einem einzigen gewaltigen Block von Stahl und Eisen, an dem alle Angriffe unserer Feinde wirkungslos abprallen! Ein einziges Volk von Brüdern, Söhne einer einzigen großen Familie! Was die Bemühungen so vieler edler und weiser Männer in jahrzehntelanger unermüdlicher Arbeit nicht zuwege brachte: der Krieg hat es im Nu bewirkt. Unser Volk ist sich seiner Zusammengehörigkeit bewußt, es ist einig geworden. Wie ein Mann hat es sich erhoben. „Einer für alle und alle für einen“ ist sein Wahlspruch. Welch eine herzerfreuende Einigkeit! Tausende, die an unserem Volke seiner inneren Zerrissenheit wegen schier verzweifeln wollten, danken Gott, daß sie diese große Zeit haben miterleben dürfen, wo die gemeinsame Vaterlandsliebe alle Gegensätze verschwinden läßt.

Einmütig die Krieger, die hinausjagen, das Vaterland zu schützen: neben den Söhnen des Kaisers und den Sprossen hochedler und fürstlicher Häuser kämpfen die Söhne des Handwerks und der Arbeit, der Herr neben dem Diener, der Gelehrte neben dem Tagelöhner, der Reiche neben dem Armen. Sie alle lieben sich, treten für einander ein und begrüßen sich als Kameraden.

Einmütig haben sich die Dabeingeblichenen die Hände gereicht, um unsere braven Soldaten mit Liebesgaben reichlich zu versorgen, um ihre Kämpfe mit ihrem Gebet zu begleiten, die Verwundeten zu pflegen, die Seelen der Gefallenen der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, um die bedürftigen Angehörigen unserer Krieger zu unterstützen, um mit einem Worte die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat. Wie eine Königin voll Hoheit und Majestät, aber auch voll erbarmungsvoller Liebe, schreitet die hl. Caritas durch die Reihen unseres Volkes, betend, ratend, helfend, die Verzagten tröstend und die Niedergehenden aufrichtend. Noch nie ist die hohe, heilige Liebe der Volksseele mit einer solchen elementaren Kraft gleich einem gewaltigen Springquell durchgebrochen und ausgesprudelt wie in diesen Tagen der Gefahr fürs Vaterland. Ein Anblick, der Gott, die Engel und die Menschen erfreut und auch auf unsere Gegner seinen Eindruck nicht verfehlen kann.

Wir haben uns gefunden in schweren Tagen im gemeinsamen Glauben und in einer gemeinsamen großen hl. Liebe: in der Vaterlandsliebe. Gebe Gott, daß das deutsche Volk auch nach dem Kriege von dieser Gesinnung der Zusammengehörigkeit durchdrungen bleibe und die alsdann naturgemäß wieder zum Vorschein kommenden religiösen, politischen und sozialen Gegensätze im Geiste der Verschönllichkeit und Liebe auszugleichen oder doch zu tragen suche! Dann werden die Opfer, die wir im Kriege gebracht haben, nicht umsonst gebracht sein, sondern reiche und dauernde Früchte zeitigen.

Wir aber, geliebte Diözesanen, sollen nicht nachlassen in eifrigen Erweisen geistiger und leiblicher Barmherzigkeit, nicht nachlassen im Gebete für unser teures Vaterland, in Liebesgaben für unser bewunderungswürdiges, siegreiches Heer und in Unterstützung unserer hilfsbedürftigen Volksgenossen. Um der Liebe des menschgewordenen Heilandes willen bitte ich euch, in diesen Tagen großherzig zu sein, und nötigenfalls unter Verzicht auf Weihnachtsgeschenke für euch selbst freundlich und reichlich den Bedürftigen zu spenden. Keiner von ihnen soll am heiligen Abend ohne Weihnachtsfreude sein. Möge Gott eure Herzen weit und großmütig machen und als Gegengabe euch jene große, heilige Liebe verleihen, die aus Bethlehems Stall durch die heilige Weihnacht uns rührend entgegen leuchtet, die alle liebt und allen alles wird. Insbesondere bitte ich alle, Männer und Frauen, groß und klein, ja die unschuldigen Kinder, welche die hl. Kommunion schon empfangen haben, bitte ich eigens am Weihnachtsfest die hl. Kommunion für unsere gefallenen und lebenden Soldaten aufzuopfern in der festen Zuversicht, daß der Allmächtige, der unseren Truppen bis jetzt sichtlich beigehtanden hat, uns auch weiter helfen werde, damit „der Herr und Gott

des Friedens Barmherzigkeit an uns übe und unsere Füße auf den Weg des Friedens leite“ (Lc. 1, 79.)

Betet innig, geliebte Diözesanen, daß bald die ersehnte Stunde kommt, wo die Glocken uns die frohe Botschaft zubeln:

„Friede den Menschen auf Erden!“

Es segne euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der hl. Geist. Amen.

Gegeben zu Limburg a. d. Lahn, am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä, den 8. Dezember 1914.

† Augustinus.

Im Anschluß hieran verordne ich, daß am Sonntage nach Weihnachten, den 27. Dezember, in allen Pfarrkirchen sowie in allen Kapellen mit eigenem Geistlichen das allerheiligste Altarsakrament während 13 Stunden zur Erlangung eines siegreichen Ausgangs des Krieges und eines baldigen dauerhaften Friedens ausgesetzt werde. Die Gläubigen sind zu ermuntern, an diesem Tage nochmals die hl. Kommunion zu empfangen und dieselbe in der genannten Intention Gott aufzuopfern.

Auch soll an diesem Tage eine Kollekte für die Verwundeten abgekalten und durch die Herrn Dekane der Bistumshauptkasse mit tunlichster Beschleunigung eingekandt werden.

† Augustinus.

○ Weihnachtsfrieden

(1914.)

Die Weihnachtsengel schweben nieder
Und bringen ihre Gaben dar.
Die alten Lieder klingen wieder,
Wie sie von unschuldsvoller Lippe
Vorn Jesukindlein in der Krippe
Friedlich erklangen Jahr um Jahr.

Und draußen tobt in grauen Wettern
Der grimmerfälligen Völker Streit,
Die alles vor sich niederschmettern,
Was blühend stand in schön'en Tagen
Nings ist ein Jammer und ein Klagen
Und weit der holde Frieden, weit!

Und doch, ihr Weihnachtsglocken, läutet
Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt —
Gar mancher fühlt, was es bedeutet,
Der in des Lebens wirrem Drange,
Auf seines Weges Irrfahrt lange,
Ach lang! — darauf vergessen hat.

Wohl mitten in des Kampfes Dröhnen
Und in des Ringens heißer Not
Will ihm der treuen Glocke Tönen
Der Kindheit Glauben wiedergeben —
Die Kugel trifft, hinströmt sein Leben . . .
Den Frieden findet er im Tod! —

Drum klingt, ihr Glocken und ihr Lieder,
Beim Engelgruß zur Weihnachtszeit!
Das Kindlein bringt den Frieden wieder,
Den Himmelstrost in allen Schmerzen,
Den Frieden, der den reinen Herzen
Gesichert ist im Erdenstreit.

Leo van Heemrede.

2 Heimat

Skizze von Johanna Weiskirch.

Heimat? Heimweh?

„Bah, das war etwas für Freiglinge, für kleine Kinder und alte Weiber, aber doch nichts für ihn, den Starken, Stolzen, dessen Heimat überall da war, wo des Lebens Wechsel in tollem Auf und Nieder brauste, wo es Kämpfe und Gefahren in Hülle und Fülle zu bestehen gab.“

„Bah, Heimat! Heimweh!“

„Ihn hatte eine heiße unbezwingliche Sehnsucht nach der lodenden Fern mit ihren Wundern und Abenteuern schon frühe hinausgetrieben in die weite Welt. Sie war mächtiger gewesen als seine Treue zur Heimat und zum Vaterhaus, stärker selbst als seine Liebe! Das junge, blondhaarige Geschöpf, das ihm beim Abschied unter heißen Tränen am Herzen lag und ihm vom Heimweh sprach, hatte er fast rauh von sich gestoßen und spöttisch aufgelacht.“

„Bah, Heimweh!“

„Sich war daran zugrunde gegangen, schlief längst auf dem kleinen Dorffriedhof seiner Heimat, nicht weit von den Gräbern seiner bald nacheinander gestorbenen Eltern. Die Kunde vom Heimgang von Vater und Mutter und dem frühen Tod der Liebsten erreichte ihn, da er in weiter Ferne in den Reihen fremder Legionäre socht. Das war nun mal so der Welt Lauf: sterben mußte ein jeder einmal!“

Dann hatte er der Heimat nur noch selten gedacht, fast vergessen, in welchem Erdenwinkel sie lag. Bis auf einmal!

Da war das Volk, in dessen Fremdenlegion er diente, zum Todfeind seines Vaterlandes geworden. Die Kriegsfurie schwang ihre lodrende Fackel zwischen beiden.

An dem Herzen des Mannes, um dessen Stirne und Schläfen es schon grau zu schimmern begann, riß es bei Tag und Nacht, und eine Stimme, eine nie gehörte, rief aus seiner Tiefe immerzu: „Komm heim!“

Unwillig gebot ihr der Mann, zu schweigen, aber immer drängender rief sie: „Komm heim!“

Ob er wollte oder nicht: er mußte ihr lauschen. Und er lachte hohnvoll: „Was, Heimat? Heimweh? Pah, Heimat!“

Und doch warf er in der nächsten Nacht, da er auf Wache stand, die fremden Waffen von sich wie Gift und flüchtete aus den Reihen derer, die er seither Brüder genannt. Unaufhaltsam, ohne Rast und Ruhe, eilte er dem so lang verlegneten Vaterland zu, und stellte sich unter seine Fahnen. Und er kämpfte wie ein Löwe für sie!

Und die Kriegsurie leuchtete den feindlichen Heeren voran in ein stilles, friedliches, von reisenden Aehrenfeldern umsäumtes Tal und verwüstete die Fluren. Der Tag war voll heißen, wilden Kampfes gewesen, und am Abend schritt das Ahnen von einer neuen großen Entscheidung durch die Lager. Die Wachtfeuer schwebten. In einem ging der ehemalige Legionär, das Gewehr schußbereit im Arm, auf und ab. Blöcklich blieb er stehen. Wo mochten sie wohl sein? Die Gegend kam ihm so bekannt, ja vertraut vor, als ob er sie schon einmal vor langer Zeit gekannt, sogar geliebt hätte. Aber wann?

Er sann und sann. Vielleicht in den so fernen Tagen seiner glücklichen Kindheit? Lag da nicht irgendwo sein Heimatdorf mit dem trauren, von mächtigen Linden umrauschten Vaterhaus? Das Haus mit dem spitzen Giebel, unter dem die Schwalben ihre Nester bauten, in dem ihn die Mutter in den Schlaf gewiegt hatte?

Mit wenigen Schritten stand er am Rande der Böschung und schaute hinab ins Tal.

Ja, da lag das alte Haus, aber sein Giebel war von feindlichen Kugeln zertrümmert und die Kronen der Linden versengt und rauchgeschwärzt. Und nicht weit davon schmiegte sich der kleine Friedhof an das bescheidene Kirchlein. Eine namenlose Sehnsucht packte den Legionär.

„Mutter, o Mutter!“ flüchelte er laut auf.

Und dann sah er den im Vollmondlicht schimmernden Strahl des alten Röhrenbrunnens, bei dem er Abschied von der blonden Liebsten nahm. Und abermals packte ihn eine heiße wilde Sehnsucht.

„Lebe!“ schrie er auf, und noch einmal, „Lebe!“ —

Die Nacht schritt vorüber. Als das erste Frührot den jungen Tag kündete, erbebt die Erde weithin vom Getöse der Schlacht. Den Friedhof im Tal hielt eine kleine todesmutige Schar besetzt. Für den gefallenen Führer hatte der Legionär die Führung übernommen. Am Eingang, den Rücken von einem der beiden eisernen Torpfeiler gedeckt, focht er wie ein Riese. Von seiner Stirne tropften Blut und Schweiß, aber jeder seine Siebe trug den Tod in die Reihen der Feinde. Aber wie lange noch? Wenn nicht bald Hilfe kam, erlag sein Häuflein der großen, feindlichen Uebermacht. Aber sie kam: kam mit jauchzendem Hurra in dem Augenblick, da sich eines Feindes Lanze in seine Seite bohrte. Der Legionär glitt zur Erde nieder, aber sterben, nein, sterben konnte er nicht, bevor er nicht den Siegesruf der Seinen gehört hatte.

Die Hand auf die Todeswunde gepreßt, lauschte er. Und da schlug brauende, jabelnde Kunde an sein Ohr!

Vornüber neigte sich der Sterbende. Ueber sein erlassendes Angesicht ging ein seltsames Lächeln und seine Lippen formten ein letztes leises Wort: „Heimat!“

+ Ihr Junge

Von Maria Melchers, Wiesbaden-Düffelbors.

(Nachdruck verboten)

Enganeinander geschmiegt saßen die kleinen Mädchen im Wohnzimmer. Die zunehmende Dunkelheit vermochte sie diesmal nicht mit ahnender Vorfreude zu erfüllen, mit scheinem Blick saßen sie zum Sofa hin, auf dem in den letzten Tagen häufig die Mutter geruht hatte. Die Mutter war leidend, die Kinder wußten es, aber daß sie einmal ernstlich krank wurde, so daß ihre Kinder nicht mehr zu ihr gehen durften, das hatten die Kleinen doch nie für möglich gehalten; und heute am Weihnachtsabend war es so gekommen.

„Ohne Mutti ist gar kein Heiligabend, das Christkind dürfte ruhig dableiben.“

Kaum hatte Trude es ausgesprochen, als schon die Silberglocke ertönte. Die Flügeluhr zum Salon ging auf, die Kinder sprangen empor. Auch Trude.

Der Vater und Tante Emmy standen mit glücklichen Lachen in den Gesichtern und Tränen in den Augen und warteten auf ihre Lieblinge. Im Türrahmen stehen bleibend, starrten diese den Christbaum an. Däster, ernst, ohne Flittergold und Weihnachtszauber, ganz so wie ihn der Forstgehilfe gebracht, ragte er vom Fußboden bis zur Decke. „Diesmal hat das Christkind aber wenig Zeit für uns gehabt, der Baum ist ja noch gar nicht fertig.“

„Diesel hast Recht!“

„Und ich glaube, du bist dem Christkind doch nicht böse darum, kleine Maus, denn es hatte ja so viel zu tun.“

„Was hat es getan, Vater?“

Neugierig drängten sie sich an ihn heran.

„Ja, Kinder, es war unser größter Wunsch, und das Christkind hat ihn erfüllt. Wir haben wieder ein gesundes Mütterchen und —“ in stürmischer Freude umfaßte er seine Biere, einen kleinen Jungen, — ein Bräderlein.“

Erst standen die Kleinen in noch nicht recht begreifendem, ungläubigem Staunen, doch dann schallten Jubel und Lachen durch das Haus, wie es selbst die lärmgewohnte gute Tante nicht erwartet hatte. So groß war die Freude der Kinder, daß sie durch drei Räume slog und ein Lächeln auf das blasse Gesicht der Mutter zauberte.

„Marianne, schläfst du?“

Schwer nahm sie die Hände von der Bettdecke und streckte sie dem Gatten entgegen.

„Du hast den Kindern erzählt?“

Im schwachen Dämmerlicht der Nachttischlampe sah sie seine Augen fröhlich leuchten.

„Dürfen sie nicht einen Augenblick zu mir herein?“

„Morgen, Liebling, morgen, wenn du dich wohler fühlst.“ Bescheiden ließ der starke, kraftvolle Mann sich auf dem Bettrand nieder. In inniger Liebe umfaßte sein Auge das schmal gewordene Gesicht seines Weibes. Wer war wohl glücklicher in der Welt wie er? Erst recht am heutigen Christabend, da ihm der Sohn geboren worden war, den er so sehnsüchtig erwartet hatte. Eigentlich hatte er das Bäckchen mehr für sein Weib erwünscht als für sich selbst. Eine reichs- und kaisertreue, durch Generationen dem Lande dienende Offiziersfamilie, die sollte seinen Nachfolger, seinen Sohn bekommen?! Wie eine persönliche Schuld erschien es Frau Marianne. Viermal war sie enttäuscht worden, und hatte doch jedesmal wieder von ganzem Herzen gehofft und gebangt.

„Hast du ihn jetzt, deinen Jungen?“

Leise beugte er sich über die geliebte Frau und küßte ihre bleichen Lippen.

Mit diesem Kuß nahm er ihr die Erinnerung an alle Not und Schmerzen des Tages; Glück und Friede leuchteten aus ihren Augen. Und draußen läuteten die Weihnachtskloster.

*

Immer häufiger blühte Frau Marianne von ihrem Nähstisch zu ihrem Mann hinüber. Seit einer halben Stunde rannte er nun schon finkend vor sich hinbrütend um den Tisch, und sie schrak jedesmal zusammen, wenn er mit hartem Tritt an ihrem Nähstisch vorüber kam. Blöcklich blieb er vor ihr stehen.

„Ist das kein himmelschreiendes Unrecht? Ein halbes Jahr war er diesmal nicht zu Hause, — der Junge! Ein Aagensprung ist es von seiner Garnison zu uns, aber man sieht und hört nichts von ihm. Unglaublich ist es!“

Frau Marianne seufzte leise.

„Jedoch, warum regst du dich gerade jetzt wieder darüber auf? Er kommt doch heute, und es ist Weihnacht!“

„Weihnacht? — Und er kommt? Da!“ Bitter lachte der Major es hin.

„Nein mein Kind, er kommt eben nicht! Da — hier, —“ ein zerknülltes Blatt zog er aus der Brusttasche der Uniform und hielt es ihr vor die Augen. „Nicht einmal einen vernünftigen Grund, eine Entschuldigung gibt er an; nein einfach „kommen verhindert Hans-Karl“. Pah“, heftig schlug er die Depesche gegen die Nähtischplatte, „als wenn ich nicht wüßte, daß da irgend etwas nicht stimmt! Aber ich werde ihm schon helfen, dem Herrn Sohn! Sofort fahre ich zu ihm hin!“

„Jedoch, — nein, — tue das nicht!“ Fliehend legte sie ihre Hand auf seine Schulter. „Wenn Hans-Karl wirklich etwas auszubaden hätte, lasse es ihn allein abmachen, ich bitte dich!“

„Ach will nicht gebeten sein, denn es nutzt dir gar nichts, — diesmal drückt ich die Sache durch.“ Er nahm die Wanderung um den Tisch wieder auf, und niemand konnte es der Frau zusammengezogenen Stirn ansehen, wie viele liebe Gedanken sich hinter ihr verbargen.

Drei Uhr; in wenig Stunden kam Trude mit Mann und Kind, um nach Jahren wieder einmal das Weihnachtsfest im Elternhause zu erleben. Dora und Elsa kamen heim. Diese freute sich schon wochenlang auf die Geschwister, und hatte selbst den Vater angestechelt mit ihren Weihnachtsforagen und -geheimnissen. Auch er brachte heimliche Päckchen ins Haus, und wenn Mutter und Tochter sich in allerlei mit den unverständlichen Andeutungen ergingen, zwinkerte er fröhlich mit den Augen und dachte: „Schwagt ihr nur, ich weiß auch mancherlei!“ — Und all diese Fröhlichkeit wollte Hans-Karl mit seinem kurzen Telegramm zerstören? Er allein wollte sich ausschließen aus dem sich endlich wieder fest zusammensindenden Familienkreis?

„Nein Mutter, das geht nicht, ich hole mir den Jungen.“

Er ging — Frau Marianne hielt ihn nicht. Unbeweglich lehnte sie in ihrem Armstuhl und starrte lange vor sich hin.

„Ist der Vater ausgegangen?“

Diese steckte den Kopf zur Türe hinein und machte erschrockene Augen, als sie die Mutter so sitzen sah.

„Mutter!“

„Ja Kind — er ist fort.“

„Hans-Karl ist nämlich da. Aber er wollte nur dich sprechen, dich ganz allein.“

„Er soll kommen“, sagte sie ruhig.

Und Hans-Karl kam.

„Tag, Mutter.“

Schlaff, eiskalt lag seine Rechte in ihrer Hand.

„Hans-Karl, Junge, was hast du gemacht?“

Alle Vorfälle, diesmal streng mit ihm ins Gericht zu gehen, waren bei seinem Anblick angeföhrt. Mutterangst und -sorge saßen ihr auf Brust und Kehle.

Er sah es mit verstehendem Blick, der ihm sonst nicht eigen gewesen, und schmerzvoll küßte er die zitternden Mutterhände.

„Ich habe es nicht geruht Mutter, daß es so kommen würde.“

„Hans-Karl, — um Gotteswillen, du hast gespielt?“ Er nickte.

„Auch das Mutter, — aber, — es war nicht das Schlimmste.“

„Junge!“ — Entsetzt entzog sie ihm ihre Hände. Schwer ließ er sich auf den Divan fallen und streckte ihr bittend den Arm entgegen.

„Setz dich zu mir, Mutter. Dies eine Mal noch, bitte!“

Als sie halb widerstrebend ihm gefolgt, sah er lange schweigend, die Hände fest zwischen den Knien gepreßt, die Augen gesenkt.

„Ja, Mutter, ich habe gespielt, obschon ich dir versprochen, es nicht zu tun. Ich hätte es auch nicht getan, aber ich lernte Hülse kennen. Alles hätte ich für sie tun können, denn ich gewann sie lieb. So lieb, daß ich alles andere vergaß, nur eins begehrte: sie zu schmücken, sie glücklich zu sehen. Aber ich war arm, so arm wie sie. — So fing ich an zu spielen, — und machte Schulden — Ehrenschnulden. — Mutter, das war schlimm, — aber das andere — —“

Nach Atem ringend sprang er auf.

„Ich weiß nicht mehr wie es kam. Wir waren immer gute Kameraden.“

— Zurechtwillen Mutter — im Duell. — Ich glaubte mich im Recht, sein Tod erschien mir nur eine Sühnung seiner Schuld, bis ich heim kam. Da stand ein Bote und brachte mir den Brief von ihr. Den Brief, der alles in mir zerstörte.“

Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen, erschöpft sank er auf den Divan nieder.

Verängstigt, verstört sah Frau Marianne den Sohn an.

„Hans-Karl, ich begreife das alles gar nicht!“

„Begreifen, daß ich ein Mörder bin, daß die Frau, die ich geliebt, die ich verehrt, überhaupt nicht lebt, daß ich eines ruchlosen Weibes wegen euch und mich ins Unglück gebracht, daß ich mich dem Kriegsgericht stellen, meine schönsten Jahre auf der Festung vertrauern soll! Mutter, begreifen kann ich das auch noch nicht! Mir ist's wie in wirrem Fiebertraum. Ach Mutter, er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft, „sag's mir, daß ich träume, Mutter! wecke mich!“

„Kind — Kind!“

Mit zitternden bleichen Lippen sprach sie das eine Wort. Tränen fielen dabei auf seine Hand, sie weckten ihn aus der wilden Verzweiflung. „Vergib mir Mutter, ich will ruhig werden; ich bin ja auch ruhig, und ich weiß, was ich tun muß. — Das Abschiedsgesuch ist eingereicht. Einsperren lasse ich mich nicht. — Ich will arbeiten, — schaffen — gut machen, was gut zu machen ist, nicht hinter Mauern sitzen und grübeln und denken.“

„Der Vater wird mich verurteilen — er kann nicht anders, ich fühle es; aber du Mutter — darfst du deine Liebe mit hinüber nehmen über das große Wasser? Dürfen meine Gedanken zu dir kommen und willst du mir vertrauen?“

„Mein Kind — mein Junge!“

„Lebe wohl!“

„Hans-Karl!“

Wie ein Hauch kam es von ihren Lippen, sie wollte hinaus, ihm nach und fiel bewußtlos zurück.

„Marianne!“

Wie von weit her klang Frau Marianne das Wort ins Ohr. Mühsam öffnete sie die Augen. Ihr Mann stand vor ihr, im nassen Ueberrock, die Mütze in der Hand, ganz so, wie er ins Haus getreten war. Erstaunt sah sie ihn an. Farblos grau, wie aus Stein gemeißelt, war sein Gesicht aber die Augen brannten in Schmerz und Zorn.

„Nicht einmal dich hat er geschont?! Ein Feigling — mir sorgfältig aus dem Wege zu gehen und dich zu überfallen. Aber nun sind wir auch fertig mit ihm — wir haben keinen Sohn mehr.“ In wachsender Unruhe hatte Frau Marianne ihre Gedanken zu sammeln gesucht. Etwas Furchtbar Schreckliches war geschehen; aber was war es nur — was? — Mit einem Male durchzuckte sie die Erkenntnis. Sie schlug die Hände vor die Augen und schluchzte verzweifelt:

„Hans-Karl — mein Kind — mein Junge!“

„Mein Marianne“; eine harte Faust umfaßte ihre Finger, hart wie Stahl und kalt wie Eis. Und kalt und hart war auch die Stimme, die sprach:

„Mein Marianne, wir haben kein Kind — keinen Jungen mehr! Auch du nicht!“

„Fedor du weißt nicht — — —“

Ein schmerzvoll rauhes Lachen schnitt ihr die Worte ab.

„Ich wollte, ich wüßte nicht, daß er gespielt, daß er Ehrenschilden gemacht, sich zu Unrecht geschlagen und nun den Folgen seines Leichtsinns feige entflohen ist. Weiß Gott, ich wollte, ich wüßte es nicht! Aber ich weiß es — und du weißt es auch. Vielleicht weißt du noch mehr. Du hast immer mehr gewußt wie ich und hast zu ihm gehalten. Vom ersten Tag an war er dein Junge, immer auf's Neue habe ich mir mein Anrecht an ihm erkaufen müssen, — aber heute gebe ich ihn frei. — Und du Marianne? Fast drohend stand er und sah sie an.

„Er bleibt mein Junge.“

*

Langsam Schrittes ging Frau Marianne noch einmal herum, betrachtete den schlichten, grünen Baum mit seinen brennenden, weißen Kerzen, die lange Tafel, die in viele kleine, mit Tannengrün umgrenzte Felder eingeteilt war, die Wände, die auch den grünen Schmuck trugen, und nidte zufrieden. Man konnte vergessen, daß man im Krankenhaus war. Durch das geöffnete Fenster klang das Geläute vom Marksturm zu ihr herein. Es waren die Weihnachtsglocken, die ihr traut schönes Lied sangen von Glück und Frieden.

Und draußen in der Welt war Krieg!

Von ihr standen auch liebe Menschen im Felde. Gatte, Bruder und zwei Schwiegerväter. Nur der eine, der ihrem Herzen am nächsten stand, Hans-Karl, ihr einziger Sohn, war nicht da, dem Vaterland zu helfen, seine junge Kraft, seinen Mut zu erproben. Irgendwo weit draußen in der Welt war er, sie wußte nicht wo, hatte nie eine Nachricht von ihm erhalten. Ob er noch lebte, ob er wußte, daß sein Vaterland ihn rief? Vergeblich rief!

Die trüben Gedanken gewaltsam abschüttelnd, trat sie vom Fenster zurück an das Harmonium. Einige leise Akkorde ertönten unter ihren weichen Händen, da ging auch schon die Türe auf, der Arzt und die Schwester führten ihre Schützlinge herein.

Arzt und Schwester gingen leise fort; sie wußten die Leute in guter Hand. Frau Marianne kannte sie alle, täglich war sie im Krankenhaus gewesen, und die Verwundeten hingen an ihr in dankbarer Verehrung.

In Gedanken an den eignen Sohn hatte sie ihnen den Baum geschnitten, den Tisch aufgebaut; wie eine Mutter kam sie jetzt auch zu ihnen allen, brachte jeden an seinen Platz und hatte Zeit, Interesse und verstandene Liebe für alle Freuden, Sorgen und Wünsche.

Hier kam einer mit dem Päckchen aus der Heimat zu ihr.

„Bitte, aufmachen, es geht nicht, mit nur einem Arm.“

Dort hielt ein anderer im Fahrstuhl sitzend ihr ein Paar Socken entgegen.

„Die Marie hat sie selbst gestrickt! Wissen Sie, Frau Oberst, die Marie, meine Braut, die bei Geheimrats dient.“

Sie trat hinzu, bewunderte und freute sich mit ihm, bis sie einen Schatten über das Gesicht des Kranken fliegen sah.

Traurig zeigte er wieder auf die Socken, die er auf den Knien ausgebreitet hatte.

„Ich hab's ihr noch gar nicht geschrieben, daß ich keine zwei mehr brauche, daß der eine Fuß ab ist. — Ob sie mich auch so noch will —, die Marie?“

„Sie weiß, daß Sie auch für sie gelitten und gekämpft haben, und sie wird stolz sein auf ihren Soldaten! Oder glauben Sie nicht?“

Da kam schon wieder ein Lächeln in die noch matten, träben Augen.

„Doch ja, wir haben uns ja lieb!“

Und weiter ging sie am Tisch herauf bis zum letzten Krieger, der an der Ecke stand und die Hände aufgeregt über seinen Platz fahren ließ.

„Frau Oberst, ich habe doch auch einen Brief?“ Das linke Auge hatte er im Bajonettkampf verloren, das rechte war noch in der Binde, er wußte nicht, daß auch dafür wenig Hoffnung mehr war.

„Er freilich, haben Sie einen Brief!“

Und sie las, in der Fensternische sitzend, ihm liebe, treue Mutterworte.

So war auch hier Weihnacht. — „Ein Weihnachtsgruß für die gnädige Frau.“ Der Briefträger rief es Frau Marianne auf der Treppe zu und reichte ihr den Feldpostbrief herauf.

„Von meinem Mann!“

Er schrieb: Mein liebes Weib!

Gestern schon habe ich meinen Feiertag gehalten, acht Tage vor dem Fest. — Ein Tag voll Kampf, voll Not und Tod liegt hinter uns; aber wir haben gesiegt! Und daß wir gesiegt, verdanken wir neben der außerordentlichen Tapferkeit des ganzen Regiments einem einzel braven Soldaten. Wie heldenmütig er vorgegangen, wie sein frischer Wagemut seine Kameraden begeistert hat, wie furchtlos er todbringende Minen aus unserm Wege räumte, sich, als für uns alles davon abhing, Verstärkung zu bekommen, durch einen vom Feind besetzten Wald schlich und eine dahinter stehende Kompanie herbeiholte, das alles hoffe ich Dir später erzählen zu können. Nur von einem letzten Erlebnis, das mir die Feiertagsstimmung brachte, will ich Dir berichten.

Am Abend nach dem Kampfe war es, und ich verteilte die eisernen Kreuze, die meine Tapfern sich schon vor Wochen bei R... verdient hatten, und die mir am Morgen überbracht worden waren. Eines konnte ich nicht mehr anbringen, denn der, dem es gehörte, lag schon unter der fremden Erde. Als ich es noch ungeschlüssig in der Hand hielt, trat ein junger Landwehmann vor.

„Derr Oberst verzeihen, der Freiwillige, der heute unsere Verstärkung gebracht, liegt unten in der Mühle, schwer verwundet.“ Ich wußte genug.

„Das Regiment wünscht, daß ich das überzählige Eisernes Kreuz dem Freiwilligen überreiche?“ Ein donnerndes „Hurra!“ war die Antwort.

So ging ich denn herunter zur Mühle; es drängte mich, dem Manne selbst sein wohlverdientes Ehrenzeichen zu bringen. Auf der Ofenbank in einer überfüllten Stube, fand ich den Sterbenden. Ich weiß nicht, ob er meine Worte noch verstanden hat, das Kreuz in der Hand hat er aber begriffen, denn seine zitternden Finger hielten meine Hände fest umschlungen. „Dank“ war sein letztes Wort.

„Dir gebührt der Dank, mein Sohn“; mit diesem Gefühl drückte ich ihm bald darauf die Krone zu. Von Lager zu Lager bin ich dann noch gegangen und habe mir fünfzig Ehrenzeichen und mehr gewünscht, um sie auf alle die brennenden Wunden legen zu können.

Als ich schon zum Doktor hinaus wollte, brachte mir der Arzt diese Karte hier, von Blut besetzt.

„Der junge Mensch drüben trug sie auf der Brust, der Ausschritt nach ist sie für den Herrn Oberst bestimmt.“

Und bei der träben Lampe im Flur stehend, las ich:

„Mutter, ich bin in Deutschland. Nicht, weil ich drüben nicht weiter gekommen, bin ich hier. Im Gegenteil, mir ist es gut ergangen; ich war Teilhaber einer großen Seidenfabrik und außerlich in guten Verhältnissen. Nur das Heimweh nach meinem Vater, meinem Heimatland, das habe ich nie überwunden. — Ehe die Kriegserklärung hier ausgesprochen wurde, habe ich drüben die Wollen über unserm Deutschland aufsteigen sehen. Meine Freunde haben mich verläßt, aber halten konnten sie mich nicht. Als einfacher Soldat trete ich ins Meer, niemand soll mich kennen, nur Du Mutter sollst wissen, daß ich kein Feigling bin, daß ich die alte Schuld meinem Kaiser und Euch gegenüber abtragen will, so gut ich es vermag.“

Marianne, in dieser Nacht sah ich lange in einem engen Kämmerlein, sah in ein friedlich ruhendes, allem Erdleid entrücktes junges Antlitz, und dachte an Dich, mein treues Weib. Denn Marianne, unser tapfres Freiwilliger war Hans-Karl, Dein Junge.“

